

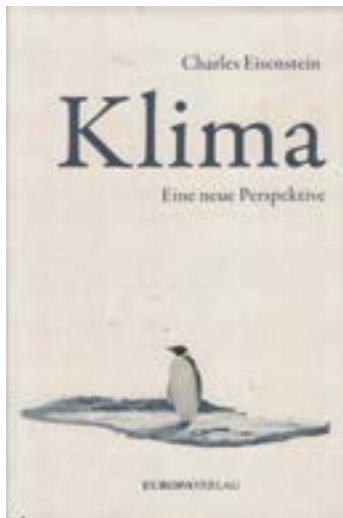
Ausgabe 2/2022



Lebendige Vielfalt im Westerzgebirge

**„Naturverträgliche“
Energiewende?**

**Windenergie um jeden Preis?
Wälder in Zeiten des Klimawandels
„Hahn auf - Wasser Marsch!“
Naturdokumentation zum Westerzgebirge**



Wenn einem das aktuelle Narrativ zur Klimarettung spanisch vorkommt, das in einer Art Fundamentalismus Kohlendioxid zum Alleinschuldigen macht, sich fast ausschließlich an der CO₂-Reduzierung mit technischen Mitteln orientiert und dem festen Glauben anhängt, die industrielle Wachstumsgesellschaft mit erneuerbaren Energien unverändert weiterlaufen lassen zu können, der ist bei Charles Eisenstein in guter Gesellschaft. Eisenstein betrachtet es als dringlichste Aufgabe, an der Gesundung unserer Wälder, Meere, Feuchtgebiete, Flüsse, Böden und Lebewesen zu arbeiten, denn nur intakte Ökosysteme sind den Herausforderungen der Zukunft gewachsen. Dabei misst er der lokalen Ebene eine wichtige Bedeutung zu.

Auch wenn man Eisensteins Hoffnung oder Wunsch, dass die Menschheit in absehbarer Zeit zu einer Weltsicht bereit wäre, die von einer Verbundenheit allen Lebens ausgeht und zu einem achtsameren Umgang mit diesem Planeten führt, eher skeptisch sieht, findet man in Eisensteins Buch eine Menge wertvoller Ausführungen und Anregungen dazu, wo die Schwerpunkte für eine tatsächlich nachhaltige und langfristig erfolgreiche Klimapolitik liegen müssten.

Summa summarum: Wem die derzeitige Diskussion ums Klima zu einseitig und zu oberflächlich ist und einen Blick auf die engen Zusammenhänge mit der biologischen Vielfalt und den Ökosystemen dieser Erde werfen möchte, der hat mit Eisensteins Buch eine reichlich sprudelnde Quelle zur Hand.

Charles Eisenstein (2019): Klima. Eine neue Perspektive. Europa Verlag, 400 Seiten, 22,00 € (auch als Taschenbuch 14,00 €)



Besonders den Bewohnern des Erzgebirges sei dieses Buch wärmstens ans Herz gelegt, sozusagen als Erinnerungsbuch an ein besonders anmutiges tierisches Lebewesen unserer Felder und Wälder, das man früher, noch gar nicht so lange her, durchaus häufig zu Gesicht bekam: das Reh. Das Reh gibt es auch heute noch, das ist schon klar, aber es zeigt sich in unserer Gegend leider nur noch selten. Man verwehrt uns sozusagen dessen Anblick aus durchaus zweifelhaften Gründen, nämlich weil vor allem manche unserer jagenden Förster das Reh als Wald- und Klimaschädling ausgemacht haben und ihm deshalb unentwegt nachstellen. Und Teile der Gesellschaft stimmen leider ein in diesen merkwürdigen Chor.

Rudolf Neumaier nicht. Er liefert uns eine Hommage an dieses wunderbare Tier und gibt uns einen interessanten Einblick in Kulturgeschichte und Lebensweise des Rehs. Er klärt uns darüber auf, warum wir die Schauergeschichten über den Schädling Reh nicht leichtgläubig abnehmen, sondern unbedingt kritisch hinterfragen sollten. Ein Plädoyer für einen humanen Umgang mit Reh, Hirsch und Co. und eine Jagd, bei der das Tierwohl im Mittelpunkt steht.

Der angesehene Ökologe und Zoologe Josef Reichholf schreibt zum Buch:

„Rehe sind wundervolle Wildtiere. Sie gehören uns allen. Forstwirtschaftliche Interessen dürfen nicht allein über sie entscheiden! Ein längst überfälliges Buch zugunsten unserer Rehe – kompetent und amüsant.“

Rudolf Neumaier (2022): Das Reh. Über ein sagenhaftes Tier. Carl Hanser Verlag, 224 Seiten, 24,00 €



Was sucht Rosa Luxemburg in einer Zeitschrift, die sich mit Natur und Landschaft und den dort lebenden Tieren und Pflanzen beschäftigt? Das fragt sich vielleicht so mancher, dem diese außergewöhnliche Frau, wie uns auch, bisher „nur“ als Politikerin, Revolutionärin, konsequente Kriegsgegnerin und leidenschaftlich Kritikerin von Kapitalismus und Militarismus bekannt ist. Dass sie auch durch eine tiefe Liebe zu Natur, Tieren und Pflanzen geprägt war und dazu die Fähigkeit besaß, dies auf gekonnte Weise zum Ausdruck zu bringen und in berührende Worte zu fassen, ist auch uns eher durch Zufall bekannt geworden. Am schönsten und einprägsamsten kommt dies wohl in den Briefen aus dem Gefängnis („Schutzhaft“) zum Ausdruck, die sie zwischen 1916 und 1918 an Sophie Liebknecht schrieb (*„... als ganz persönliche Zeugnisse und in ihrer einfachen, anrührend menschlichen und manchmal geradezu poetischen Schönheit ...“*, Hannah Arendt, „Menschen in finsternen Zeiten“). Ein kleiner Schatz liegt da bereit, der niemanden unberührt lässt und vielleicht Appetit darauf macht, sich etwas eingehender mit dem aufregenden und zugleich erschütternden Leben dieser bemerkenswerten Frau zu beschäftigen, das leider viel zu kurz war, weil sie im Alter von nur 47 Jahren von besonders brutalen und herzlosen Vertretern des anderen Geschlechts verprügelt, erschossen und im Berliner Landwehrkanal entsorgt wurde. Rosa Luxemburg (2021): Briefe aus dem Gefängnis. Dietz Verlag, 136 Seiten, 12,00 € (viele weitere Ausgaben, auch antiquarisch)

Inhalt

Titelthema

4	Vom Wettlauf zwischen Hase und Igel	25	Verschiedenes
9	Windenergie um jeden Preis?	27	Naturdokumentation „Endlich(e) Vielfalt“
13	„Hahn auf - Wasser marsch!“		
15	Wälder: Hilfreiche Partner in Zeiten des Klimawandels		Allgemeines
17	Von der Jagd nach und auf den Sündenbock	2	Literaturhinweise
21	Magie der Moore	3	Editorial, Impressum
		23	Das Braunkehlchen - Vogel des Jahres 2023
		25	Die Moorbirke - Baum des Jahres 2023

Aus unserer Arbeit

24	Neues aus dem Internet
24	Mehr Natur in Dorf und Stadt

Liebe Leserinnen und Leser,

ein irres Jahr geht seinem Ende zu, ein Jahr, nahezu nahtlos anschließend an seine ähnlich wirren Vorgänger. Und auch wir, deutlich infiziert von dieser Verwirrtheit, hatten uns im Frühjahr vorgenommen, eines der brisantesten Themen dieser Zeit in diesem Heft abzuhandeln, das sich nur denken lässt: das Wechselspiel der beiden großen Themen Klimawandel und bio-



Foto: Jan Gläßer

logische Vielfalt und besonders auch die Energiewende und ihre Auswirkungen auf Natur und Landschaft und die dort lebenden Tiere und Pflanzen. In der leisen und wahrscheinlich von vornherein vielleicht etwas trügerischen Hoffnung, für uns und für diesen und jenen ein klein wenig mehr Farbe ins Nebulöse zu bringen, das diese Angelegenheit gemeinhin umgibt. Wenn Sie dieses Heft also erst gegen Heiligabend in die zitternden Finger bekommen – hoffentlich nicht vor Kälte, sondern vor Aufregung und Freude –, dann liegt das auch ein wenig daran, dass wir am Ende immer noch ähnlich ratlos sind wie zu Beginn der ganzen Angelegenheit und der vielzitierten „Wahrheit“ kaum näher gekommen sind. Am Ende läuft alles, wie eigentlich nicht anders zu erwarten, auf die uralte Weisheit hinaus, dass es **die** Wahrheit eben manchmal einfach nicht gibt.

Schwer verdaulich und nicht gerade strotzend vor Optimismus gibt sich der einleitende Beitrag mit dem auf den ersten Blick recht merkwürdigen Titel „Vom Wettlauf zwischen Hase und Igel“, in dem sich der Autor vor lauter Verzweiflung Hilfe aus seinen uralten Märchenbüchern aus der fernen Kindheit holt, was sich letztendlich vielleicht nicht einmal als so ganz verkehrt herausstellt. In den weiteren Artikeln geht es um spezielle Aspekte wie die Windkraft im Wald, einem nicht nur hinsichtlich Klimawandel so bedeutenden Ökosystem. Um das noch weit unterschätzte Problem Wasser. Oder auch um Reh, Hirsch und Co, die nicht zum ersten Mal in der Geschichte als die geeigneten Sündenböcke herhalten müssen.

Sie werden schnell feststellen, dass die Meinungen und Ansichten und die Menge an Optimismus der Schreibenden durchaus auseinandergehen und von Einheitlichkeit weit entfernt sind. Sehr gut, meinen wir, denn das ist auch eine Art Spiegelbild der Bevölkerung im Kleinen. Kein Wunder bei diesem unheimlich komplexen Thema, dessen Lösung wohl weitgehend noch in den Sternen steht, aber dennoch gefunden werden muss. Eines scheint jedoch sicher und da sind wir uns alle einig: Um eine einschneidende Veränderung unserer Art zu leben, vor allem auch hin zu einem empathischeren Umgang mit der Natur werden wir am Ende nicht umhinkommen. Und das wäre vermutlich in vielerlei Hinsicht einfacher, erfolgreicher und zielführender als gemeinhin angenommen.

Aber natürlich haben wir auch einige andere Neuigkeiten für Sie im Angebot, eine Naturdokumentation über das Westerzge-

birge, neue Angebote im Internet, den Vogel und den Baum des Jahres 2023, ein Rätsel für stürmische Winterabende. Lassen Sie sich als überraschen.

Wir wünschen Ihnen viel Freude bei der Lektüre. Bleiben Sie gesund, bleiben Sie neugierig, bleiben Sie skeptisch und bleiben Sie uns gewogen.

Karolin Prott, Constanze Schwabe
Landschaftspflegeverband Westerzgebirge e.V.
Matthias Scheffler
NABU Aue-Schwarzenberg e.V.

„Die größte Bedrohung für das Leben auf der Erde sind nicht die Emissionen der fossilen Brennstoffe, sondern der Verlust von Wäldern, Boden, Feuchtgebieten und marinen Ökosystemen. Das Leben erhält das Leben. Wenn diese Beziehungen zusammenbrechen, sind die Ergebnisse unvorhersehbar ... dies ist eine Bedrohung, der wir ausgesetzt sind, und da sie von so vielen Faktoren abhängt, die noch dazu nicht-linear sind, kann sie nicht durch einfache Reduzierung der CO₂-Emissionen überwunden werden.“

„Ich will damit nicht sagen, dass Emissionen keine Rolle spielen, sondern zu einer Änderung der Prioritäten auffordern. Wir müssen auf der politischen Ebene den Schutz und die Gesundung von Ökosystemen in den Vordergrund stellen, und zwar auf allen Ebenen und speziell auf der lokalen.“

Charles Eisenstein, „Klima. Eine neue Perspektive“ (siehe Literaturhinweis)

Impressum

„Lebendige Vielfalt im Westerzgebirge“ erscheint in loser Folge

Herausgeber

Landschaftspflegeverband Westerzgebirge e.V.
Dorfstraße 48
08289 Schneeberg OT Lindenau
Tel. 03772 24879 / Fax 03772 395581
info@lpwesterzgebirge.de
www.lpwesterzgebirge.de
www-naturkultur-westerzgebirge.de
www.natur-im-erzgebirge.de

NABU Aue-Schwarzenberg e.V.
Türkstraße 8
08321 Zschorlau
Tel. 03771 458167
scheffler_matthias@t-online.de
www.nabu-aue-schwarzenberg.de

Redaktion

Karolin Prott, Constanze Schwabe, Matthias Scheffler

Titelbild

Fotomontage von Jan Gläßer, Blick zum Auersberg, Foto: Matthias Scheffler/

Bilder Rückseite

Andreas Winkler
Hintergrundfoto: Matthias Scheffler

Herstellung

Druckerei Rockstroh, Aue

Auflage

2.000

Redaktionsschluss

31.11.2022



Vom Wettlauf zwischen Hase und Igel

Naturverträgliche Energiewende - Wunsch oder Wirklichkeit?



Bild: Andreas Winkler

Ein Wort vorab

„Die Kunst des Zweifels ließe sich vielleicht so umschreiben, dass sie die Fertigkeit darstellt, Fragen zu stellen, wo andere Antworten parat haben.“

Wolfgang Müller-Funk, „Die Kunst des Zweifels. Einträge zur Philosophie in ungefügten Zeiten“

Neuerdings erhalten wir „Pakete“ von der Politik. Ein „Osterpaket“ durften wir schon in Empfang nehmen, das angekündigte Sommerpaket ist dann schon weitgehend ausgeblieben, zumindest unter dieser Bezeichnung. Man hat wohl schnell gemerkt, dass es nicht so leicht ist, Bürger mit solch makabren „Geschenken“ freudig bei Laune zu halten. Aber für Überraschung und Erstaunen sorgen sie schon, wenn sie dann ausgepackt vor einem liegen und man gebannt auf ihren Inhalt schaut wie das Kaninchen auf die Schlange. Ostereier, Marzipanherzen oder Schokoladenweihnachtsmänner sind es jedenfalls nicht, die uns da präsentiert werden, sondern harte Fakten, die uns noch manche Bauchschmerzen bereiten werden.

Und so streiten sich bis heute auch die Geister, ob wir eher eine „Frohe Botschaft“ oder eine „Bittere Pille“ erhalten haben, damals um Ostern herum. Und daran möchte ich mich ein wenig beteiligen, jetzt wo das merkwürdige Jahr 2022 seinem Ende zugeht. Schon an der Überschrift dieses Beitrags, die sich aus Fragezeichen und Merkwürdigkeiten zusammensetzt, ist unschwer zu erkennen, dass ich im Nebel herumstochere wie so viele, wenn nicht alle. Und mit stolzer Brust vorgetragene Gewissheiten, Wahrheiten und Alternativlosigkeiten sollten wir wohl auch besser mit Vorsicht genießen. Zweifel ist kein schlechter Ratgeber in solch irren Zeiten.

Nehmen Sie diesen Beitrag als einen Versuch, dieses ganze Dilemma, das sich derzeit im Konfliktfeld zwischen Klimawan-

del und Bewahrung der biologischen Vielfalt (manche sagen Schöpfung) abspielt, aus einer durchaus eindeutigen und meinungsweg auch einseitigen Sicht zu betrachten, nämlich der Befürchtung und der Sorge, dass diese Energiewende derzeitigen Zuschnitts stark zu Lasten der Tier- und Pflanzenwelt geht – und dem Wunsch, dass uns wenigstens ein einigermaßen respektabler Teil des Naturerbes in diesem Land erhalten bleibt.



Foto: Jan Gläßer

Einleitung

Voranstellen möchte ich, dass ich nicht zu denen gehöre, die glauben oder sogar überzeugt sind, dass es sich bei den derzeit erkennbaren klimatischen Veränderungen um ganz natürliche Vorgänge handelt und wir Menschen daran keine Anteil haben und deshalb auf Teufel komm raus weitermachen können wie bisher. Ich halte diese Veränderungen für äußerst bedenklich. Über acht Milliarden Menschen leben auf diesem Planeten und ein wesentlicher Teil davon auf eine Art und

Weise, die einfach nicht naturgemäß oder erdgemäß ist. Und wir gehören dazu. Das kann nicht ohne Auswirkungen bleiben. Deshalb ist ein grundlegend anderer Umgang mit den fossilen Energieträgern und anderen Ressourcen dringend geboten, also



Bild: Andreas Winkler

auch der Ausbau der regenerativen Energien. Allerdings heiligt für mich der Zweck nicht alle Mittel und es gibt weitere gravierende Probleme, deren Lösung von mindesten vergleichbarer Dringlichkeit ist, die sozusagen links liegen bleiben.

Den einseitig auf die Reduzierung der CO₂-Emissionen ausgerichteten Weg, dazu noch fast ausschließlich mit technischen Mitteln, einschließlich der damit zu befürchtenden Auswirkungen auf Natur und Landschaft halte ich für eine Sackgasse, die am Ende nicht zum gewünschten Ziel führt. Warum, das möchte ich in diesem Beitrag erläutern.

Dass man neben Sonne und Wind wegen ihrer „Unzuverlässigkeit“ noch andere Energiequellen braucht, das zumindest scheint mittlerweile klar zu sein. Kernkraft, Gas, Öl und Kohle sollen es in Deutschland nicht sein. Man setzt derzeit wortreich auf Speicher- und Wasserstofftechnologien. Heute jedenfalls nicht viel mehr als grob gezimmerte Luftschlösser, die noch lange brauchen werden, ehe sie praxisreif sind und einen maßgeblichen Beitrag zu einer verlässlichen Energieversorgung eines solch hochentwickelten Industrielandes wie Deutschland leisten könnten. Man verlangt ja von der Politik nicht, dass sie keine Visionen und Zukunftspläne haben soll, im Gegenteil. Aber ein gewisser Sinn für die Realitäten sollte doch vorhanden sein und auch kommuniziert werden. Man beginnt ja beim Bau eines Hauses auch nicht mit dem Dach in luftiger Höhe, solange nicht einmal das Material für die Wände in Aussicht steht, ganz abgesehen vom Fundament. Das alles aber nur nebenbei. Es soll nicht im Mittelpunkt dieser Ausführungen stehen, Uns interessieren hier vor allem die Auswirkungen auf die biologische Vielfalt.

Die „Entrechtung“ des Natur- und Landschaftsschutzes?

Durch die im „Osterpaket“ angekündigten und im Sommer umgesetzten Gesetzesänderungen zur beschleunigten Umsetzung der Energiewende sind Natur-, Arten- und Landschaftsschutz in bisher beispielloser Weise im gewissen Maße „entrechtet“ und in die zweite Reihe gestellt worden. Seit Mitte des Jahres ist nun gesetzlich verankert, dass die Nutzung erneuerbarer Energien im überragenden öffentlichen Interesse liegt und der öffentlichen Sicherheit dient. Die Maßnahmen zur Umsetzung der Energiewende sind also jetzt dem Natur- und Artenschutz übergeordnet und man darf mit einer gewissen Berechtigung befürchten, dass dies keine Ausnahme bleibt, sondern Schule machen könnte. Und selbst wenn nicht, die Energiewende wird den Naturschutz die nächsten Jahre und Jahrzehnte mit großer Wahrscheinlichkeit beschäftigen wie selten ein Thema zuvor und wir machen uns vermutlich noch kein annähernd realisti-

ches Bild, was es für Natur und Landschaft, Tiere und Pflanzen bedeutet, wenn eine Industrienation wie Deutschland in der jetzt angedachten Form auf regenerative Energien umgestellt werden soll. Auf einige Gesichtspunkte dieser gesetzlichen Veränderungen werden wir noch zurückkommen.

Energiewende versus Erhalt der biologischen Vielfalt?

Es wird durchaus häufig versichert, dass die Eindämmung des Klimawandels und der Erhalt der biologischen Vielfalt ein Paar Schuhe sind und zusammengehören. Das ist die durchaus richtige Theorie. Die Praxis sieht leider anders aus. Es stimmt, dass sich veränderte klimatische Bedingungen der Zukunft sehr negativ auf große Teile der Tier- und Pflanzenwelt auswirken werden. Es gilt aber andererseits genau so, dass wir mit einer ruinierten Biodiversität und gestörten Ökosystemen den Herausforderungen des Klimawandels nicht gewachsen sein werden. Leider tragen die großangelegten technischen Maßnahmen zur Energiewende im starken Maße dazu bei, auf dem Weg der Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen schnurstracks fortzuschreiten. Dazu braucht man nur mit offenen Augen und Ohren durch manche Landschaften zu gehen.



Bild: Andreas Winkler

Ich halte das Wortpaar „naturverträgliche Energiewende“ für einen Widerspruch in sich, für einen schönen Traum oder Selbstbetrug, der mit der Realität wenig oder nichts gemein hat. Die Energiewende ist derzeit fast ausschließlich auf technische Maßnahmen wie Windräder und Solaranlagen ausgerichtet und setzt die Industrialisierung und Technisierung, die schon seit



Bild: Andreas Winkler

Jahrzehnten massiv zu Lasten der Tier- und Pflanzenwelt geht, unter einem anderen Credo fort, vermutlich noch schneller und umfassender als je zuvor. Die heilige Kuh „Wachstum“ – ständig assistiert von Worten wie Wissenschaft, Fortschritt, Innovation – ist weiter in aller Munde und hoch verehrt und die angekündigten Maßnahmen zur Energiewende hören sich für mich an wie ein bombastisches Investitionsprogramm mit den damit zwangsläufig einhergehenden Eingriffen in Natur und Landschaft. Also durchaus nichts Neues, bis auf das anspruchsvolle Ziel der Rettung des Klimas – das offensichtlich blendend geig-

net ist, schwerwiegende Umwelteingriffe zu legitimieren. Schon vor über einem Jahrhundert hat der Schriftsteller und Naturschützer Hermann Löns (1866-1914) in einer Rede vor dem Bremer Lehrerverein provokant formuliert: „Pritzelkram ist der Naturschutz, so wie wir ihn haben. Der Naturverhunzung dagegen kann man eine geniale Großzügigkeit nicht absprechen. Die Naturverhunzung arbeitet ‚en gros‘, der Naturschutz ‚en detail‘. Zähneknirschende Wut faßt einen, sieht man die grauenhafte Verschandelung der deutschen Landschaft.“ Dabei war das, was Löns



Bild: Andreas Winkler

damals beschrieb, eine Mücke, aus der mittlerweile ein Elefant geworden ist. Und was uns in Zukunft erwartet, darüber spekulieren wir lieber nicht.

Und so erinnert mich das Konfliktfeld zwischen der Wirtschaft auf der einen und Natur und Landschaft auf der anderen Seite auch heute noch sehr an den Wettlauf zwischen Hase und Igel. Wer dabei der Hase ist, dürfte klar sein. Der verliert bekanntlich immer, egal wie sehr er sich anstrengt. Mit erstaunlicher Ausdauer tritt er immer wieder an, weil er gar nicht begreifen kann, was da eigentlich vor sich geht. Bis man ihn schlussendlich zu Tode gehetzt hat und er leblos auf dem Acker liegt. Warum sollte das in Bezug auf die Energiewende diesmal anders laufen? Mir fällt da nichts ein.

Es spricht sogar einiges für das Gegenteil. Eine Schallmauer – es war mühsam genug, sie einzuziehen – nach der anderen wird derzeit durchbrochen und fällt in sich zusammen:

Beispiel Windkraft im Wald

Windkraftanlagen sind nun wahrlich kein belangloser Eingriff in Natur und Landschaft, erst recht nicht im Wald, dem doch eigentlich eine solch maßgebliche Rolle beim Kampf gegen den Klimawandel zugesprochen wird. Aber in der Not frisst der Teufel ja angeblich Fliegen. In Sachsen bis vor kurzem noch ein Tabu, befindet sich dieses mittlerweile in Auflösung. Dabei gehört Sachsen bisher noch zu den löblichen Ausnahmen. In manchen Bundesländern sind weite Teile der schönsten Mittelgebirge schon verspargelt.

Man sollte hier auch nicht nur die Wirkungen auf stark gefährdete Arten im Auge haben und die Schlagopfer, die unmittelbar



Raufußkauz, Foto: Jan Gläßer

den Tod finden. Windräder verändern die Lebensbedingungen im gesamten Umfeld für eine vielfältige Lebensgemeinschaft, die zum Überleben ihre Sinnesorgane braucht. Deren Umwelt ist nun völlig aus den Fugen und es ist leicht nachvollziehbar, dass viele von ihnen an solchen Orten keine Zukunft haben können. Und neuer Lebensraum ist heute ein rares Gut in unseren zerwirtschafteten Landschaften. Hingewiesen sei hier nur noch auf die teils enormen Schäden, die beim Transport der riesigen Bauteile und den Bauarbeiten entstehen, auf die enormen



Bild: Andreas Winkler

Zerschneidungswirkungen der Zufahrtsstraßen und –wege, die die schon heute bedenkliche Situation noch verstärken.

Übrigens gelten viele dieser Ausführungen nicht nur für Wälder, sondern auch für das Offenland.

Beispiel Artenschutz

Gewissenhaft erarbeitete wissenschaftliche Grundlagen für Mindestabstände zu windkraftsensiblen Arten (Helgoländer Papier) werden mit einem Federstrich korrigiert, ganz abge-



Rotmilan, Foto: Jan Gläßer

sehen von der Übermacht an Arten, die bei der Prüfung von Vorhaben nun überhaupt keine Rolle mehr spielen und ganz zu schweigen von der Umkehrung der Beweislast. Alles Dinge, bei denen durchaus in Frage steht, ob sie nicht dem eigentlich vorrangigen europäischen Naturschutzrecht widersprechen. Den dort verankerten Schutz der Individuen ersetzt man so mir nichts dir nichts durch den Schutz der Populationen in sogenannten Dichtezentren und will dazu Artenschutzprogramme auf den Weg bringen. Die hohe Bedeutung gerade auch der Arten an den Rändern der Verbreitungsgebiete und von „Pionieren“ unter den Individuen, die neue Lebensräume erschließen und in der Evolution von Arten eine so wichtige Rolle spielen, werden ignoriert. Die Erkenntnisse der Evolutionsbiologie werden uminterpretiert, die Fragmentierung der Populationen weiter vorangetrieben. Die Arten haben sich so zu verhalten, wie wir das gerne hätten und wie es uns in den Kram passt. Wenn nicht, haben sie eben Pech gehabt. So könnte – vielleicht etwas

böswillig übertrieben – man diesen Vorgang zusammenfassen. Auch jahrelange Schutzbemühungen und viel Engagement im Artenschutz werden damit bedauerlicherweise in die Tonne getreten, wenn diese an einem Standort erfolgten, der jetzt anderen Zwecken zugedacht wird.

Die Beispiele ließen sich lange fortsetzen. Aber es wird auch so schon ausreichend deutlich, wohin die Reise führt. Es sieht für mich jedenfalls nicht so aus, als würden die geplanten Maßnahmen zur Eindämmung des Klimawandels und der Erhalt der biologischen Vielfalt einträchtig und händchenhaltend nebeneinander hergehen.

Die Energiewende wie derzeit fast ausschließlich mittels technischer Maßnahmen zur CO₂-Reduzierung erreichen zu wol-



Bild: Andreas Winkler

len und naturbasierte Lösungen fast vollständig außen vor zu lassen, halte ich für einen schweren Fehler. Wir haben es immer noch nicht gelernt, die Natur als Partner zu begreifen. Wir zerstören weiter unsere natürlichen Lebensgrundlagen, unsere Ökosysteme und ihre Resilienz gegen klimatische Veränderungen und damit unseren mächtigsten Verbündeten bei der Eindämmung des Klimawandels. Die Natur stellt eine Vielzahl von enorm effektiven und äußerst wirksamen CO₂-Senken zur Verfügung, die wir uns durch Veränderungen in Landnutzung und Bauwesen dringlich und großflächig erschließen müssten, beispielsweise die Wiederherstellung von Feuchtgebieten und Mooren, klima- und ökosystemorientierter Umgang mit dem Wald, humusbildende und kreislauforientierte Bewirtschaftung in der Landwirtschaft, holzbasierte Bauwirtschaft usw. All dies ginge in der Regel fast automatisch mit einer Förderung der biologischen Vielfalt einher. Aber leider kommen wir derzeit über Modellprojekte und spärliche Anfänge nicht hinaus.

Wir sollten nicht vergessen, dass die intensive Landnutzung und die Verbauung der Landschaft auch heute noch die Hauptursachen für den Einbruch der biologischen Vielfalt darstellen und dazu noch maßgebliche CO₂-Schleudern sind. Wir haben es trotz gewisser Fortschritte nicht geschafft, ein Umsteuern in der Landwirtschaftspolitik herbeizuführen. Auch in der neuen Förderperiode werden die Grundpfeiler der EU-Agrarpolitik nicht angetastet. Ganz im Gegenteil werden angesichts der aktuellen Lage selbst spärliche Flämmchen der Hoffnung wie die Flächenstilllegung wieder in Frage gestellt und die Rufe nach einer noch intensiveren Nahrungsmittelproduktion und einem Ausbau des Anbaus von Energiepflanzen immer lauter – und das, obwohl in den letzten beiden Jahrzehnten mehr als deutlich geworden ist, dass der einst und teils auch heute noch geradezu euphorisch propagierte Anbau von Biomasse (Landwirte werden zu Energiewirten) massiv zum Artensterben in der Offenlandschaft beiträgt. Dabei wäre angesichts des ungeheuren Potenzials, das eine naturnähere Landwirtschaft als CO₂-Senke hat, das genaue Gegenteil notwendig. Eindrücklich deutlich wird jetzt schon, dass der Flächendruck auf landwirtschaftliche Flächen weiter

stark zunehmen wird. Die Energiewende braucht Platz in einem schwer vorstellbaren Ausmaß. Und dies bedeutet auch, dass die Verbauung der Landschaft in den nächsten Jahren ungebrochen weiter fortschreiten wird.

Vom „Stehlen des Windes“ und des Bildes der Landschaft

„Darüber sind wir uns doch einig, daß alles immer häßlicher wird.“

Lucius Burckhardt (1925-2003), „Warum ist die Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft“

Ein Angehöriger eines indigenen Volkes soll einmal „Vom Stehlen des Windes“ gesprochen haben (gemäß Eisenstein, siehe Literaturempfehlung). Wenn ich mir hochintensiv bewirtschaftete Agrarlandschaften oder bewaldete Mittelgebirge, gespickt mit Windkraftanlagen anschau, dann kommt mir dieses Bild eines vermutlich noch etwas naturverbundener denkenden und fühlenden Erdenbürgers sehr treffend vor. Man stiehlt uns (oder wir stehlen uns) nicht nur den Boden und die Bäume und die wildlebenden Tiere und Pflanzen sowie die angenehmen und erholsamen Landschaftsbilder, sondern jetzt auch noch den unsichtbaren Wind. Wenn ich solch ruinierte Landschaften vor mir habe, dann wird mir himmelangst, dann denke ich: Das kann es doch nicht gewesen sein. So sieht doch nicht das Umfeld für ein Leben aus, das man sich wünschen sollte. Und solch



Foto: Jan Gläßer

viel zitierten Sprüche, dass sich der Mensch an alles gewöhne und alles alternativlos sei angesichts der herannahenden Klimakatastrophe, kommen mir irgendwie merkwürdig und falsch vor. Und warum überhaupt, warum sollte sich der Mensch an alles gewöhnen? Nun könnte man mir vorhalten, das alles sei angesichts der aktuellen Lage nichts weiter als schwärmerische Gefühlsduselei und Trauer um längst vergangene Zeiten, die unwiederbringlich und für immer und ewig verloren sind. Das kann man meinetwegen so sehen. Aber auch die Wissenschaft lässt durchaus Zweifel aufkommen. Neue Studien machen die derzeitigen Entwicklungen mehr als fragwürdig. Studien, von denen allerdings selten die Rede ist. So belegen Untersuchungen zu Windkraftlandschaften in den USA, dass die Umgebungstemperaturen gegenüber dem Umland signifikant erhöht sind, es weniger regnet und das Risiko von Dürren steigt. Sie beeinflussen also das Wettergeschehen und das umso mehr, je höher die Anlagen sind. Dies sollte uns zumindest ein wenig ins Grübeln bringen, ob diese Verwandlung ganzer Landschaften in Windenergieproduktionsfabriken auch über den massiven Verlust an biologischer Vielfalt hinaus seine Tücken haben könnte. Spürt der Indigene in seiner größeren Naturnähe vielleicht, was die Studien andeuten, dass es unter Umständen nicht besonders weise ist, der Natur zuvel „Wind zu stehlen“?

Ähnlich nachdenklich machen die erschreckend niedrigen Werte bei Effizienz und Auslastung der deutschen Windkraftanlagen, die neuerdings durch die Presse gehen. Und nicht zuletzt sollten wir im Auge behalten, dass die Anlagen nicht wie Phönix aus der Asche plötzlich in der Landschaft stehen, sondern eine stattliche Menge an Materialien erfordern, deren Erzeugung bzw. Gewinnung nicht selten mit erheblichen Umweltschäden und CO₂-Emissionen einhergehen, teilweise allerdings verlagert auf andere Kontinente.



Ehemaliges Vorhaben Talsperre Eibenstock/2013, Qu: Gegenwind Hundshübel

Und wohin ist eigentlich die Landschaftsästhetik verschwunden? Nach dem Bundesnaturschutzgesetz bis vor kurzem noch zu schützende Werte wie „Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft“ sind nur noch Makulatur. Man hätte sie, wenn man ehrlich und konsequent wäre, eigentlich im Rahmen des „Osterpakets“ gleich streichen können. Für viele Gegenden schon früher nur leere Worthülsen, werden sie jetzt endgültig zur Farce. Selbst Landschaftsschutzgebiete, die maßgeblich unter dem Aspekt der landschaftlichen Schönheit und deren Bewahrung eingerichtet wurden, werden jetzt bevorzugt für Zwecke der Energiewende freigegeben. Was soll man dazu noch sagen? Warum wir unsere Landschaften so dermaßen verunstalten, das lässt sich allenfalls erklären, begreifen lässt es sich nicht. Im gewissen Sinne könnte man diese Vorgänge auch als eine Verhöhnung der Errungenschaften und der jahrzehntelangen Bemühungen der Natur- und Heimatschutzbewegung auffassen, deren Wurzeln sehr stark in der Bewahrung von Besonderheiten der Natur und von besonders schönen Natur- und Kulturlandschaften liegen.

Soweit einige Anmerkungen zum „Stehlen des Windes“ und zur Verhässlichung ganzer Landstriche, die aber, wenn es nicht gerade mit dem Teufel zugeht, nichts ändern werden am Lauf der Zeit. Womit wir zum wiederholten Male bei „Der Hase und der Igel“ angelangt wären, einem Schwank, der ab der 5. Auflage 1843 in die „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm aufgenommen wurde. Und apropos Märchen, den „Märchenwald“ par excellence, den Reinhardswald in Hessen, die Heimat der beiden Brüder und die Kulisse vieler ihrer wunderbaren Geschichten, könnte man, zumindest in Teilen, getrost in der Kategorie „Es war einmal“ eintüten. Jedenfalls als Märchenwald hat er endgültig ausgedient, denn Riesen in zehnfacher Baumgröße mit langen, fuchtelnden Armen, dazu waren selbst Jacob und Wilhelm Grimm zu fantasielos.

Zur Rolle der Naturschutzverbände

Der Naturschutz und seine Verbände befinden sich in der Zwickmühle zwischen dem spürbarer werdenden klimatischen Veränderungen und dem schon viele Jahre fortschreitenden Niedergang von Natur und Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt – dem Problem- und Betätigungsfeld also, das ursächlich für ihre Entstehung war und sich, trotz unbestrittener Erfolge, im Grunde nicht zum Besseren gewendet hat. Sie müssen sich entscheiden, ob sie dem dominanten Zeitgeist folgen und auf eine technisch-industriell ausgerichtete Energiewende setzen in der aus meiner Sicht trügerischen Hoffnung, dass diese in Einklang zu bringen sei mit Natur-, Arten- und Landschaftsschutz. Oder eine Art Gegengewicht zu bilden – auch in Würdigung und im Einklang mit ihren Wurzeln und ihrer Geschichte – und klar

und deutlich als Anwalt der biologischen Vielfalt zu fungieren, die nämlich bei nüchterner Betrachtung keinen anderen Interessenvertreter hat. Das darf man auch dann, wenn man nicht gleich die fertigen Lösungen für die Energieversorgung der Zukunft präsentieren kann. Die hat ohnehin niemand. Man wird dann vielleicht häufig als Fortschrittskritiker belächelt, der den alternativlosen Erfordernissen der Zeit nicht ganz gewachsen ist. Aber das sollte man in Kauf nehmen. Die Biodiversität braucht starke und konsequente Verteidiger. Die Energiewende treiben schon die Industrie, die Politik, andere Organisationen und Interessenvertreter mit Macht voran und das auf eine für den Naturschutz in der Regel eher wenig erfreuliche Art und Weise, wie sich derzeit klar und deutlich zeigt.

Die Verbände sollten nachdrücklich darauf hinarbeiten, dass der Erhalt der Biodiversität nicht nur heiße Luft bleibt und naturbasierte Lösungen gegen den Klimawandel nicht weiterhin eine so klägliche Nebenrolle spielen wie bisher. Auch, um den Ausbau des technischen Klimaschutzes in einem einigermaßen verträglichen Rahmen halten zu können.

„Die Energiewende ist ein Muss. Wir dürfen jetzt nur nicht den Fehler machen, dass wir ihr jetzt all die Naturräume opfern, für deren Erhalt wir die letzten Jahrzehnte gekämpft haben, indem wir zum Beispiel jetzt alles mit Windrädern zapflastern.“

Hubert Weinzierl, Naturschutz-Urgestein

Ein Wort danach

Wenn ein Gewitter aufzieht, das Grollen deutlich zu hören ist, Blitze den Himmel erhellen und Wind aufzieht, schließt man vernünftigerweise die Fenster und Türen. Aber man fällt nicht gleich sämtliche Bäume im Garten, weil sie aufs Haus fallen könnten. Will sagen, man reagiert angemessen und bedacht und zerstört nicht sein Umfeld, das man zum Leben braucht. Ich habe den Eindruck, unser Handeln ist derzeit wie selten zuvor von Aktionismus geprägt. Der Erhalt unserer Mitwelt, also (etwas moderner ausgedrückt) der biologischen Vielfalt, gerät dabei fast vollständig aus dem Blickfeld und zunehmend unter die Räder. Wir haben offensichtlich aus der Vergangenheit wenig gelernt und fahren mit der Zerstörung unserer Lebensgrundlagen ungerührt fort. Wir betrachten die Natur weiterhin unter instrumentellen Gesichtspunkten, anstatt ihr endlich einen Eigenwert zuzugestehen. Wir sind Teil der Natur und auf unsere Mitwelt auf Gedeih und Verderb angewiesen. Ich betrachte deshalb den Schutz und den Erhalt der biologischen Vielfalt als die dringlichste Aufgabe unserer Zeit. Unser derzeitiges Handeln wird diesem Umstand leider nicht annähernd gerecht. Die Errichtung einer weitgehend künstlichen und technisierten Welt ist in meinen Augen ein böser Alptraum, der leider von viel zu vielen immer noch geträumt wird. Ich hoffe auf ein baldiges Erwachen. Die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt.

Matthias Scheffler



Bild: Andreas Winkler

Windenergie um jeden Preis?

Vom Konflikt zwischen Artenschutz und Windkraft



Bild: Andreas Winkler

Einen Artikel zum Thema Energie und Stromerzeugung in solch politisch instabilen und die Gesellschaft aufwühlenden Zeiten zu schreiben, ist nicht so einfach. Wir haben nun Ende Juli 2022, ganz Europa diskutiert darüber, wie viel Gas wir im Winter noch haben werden, ob man Atomkraftwerke länger laufen lassen soll, wie europäische Solidarität im Falle einer Gasknappheit aussehen könnte. Ich kann nicht vorhersehen, ob Sie diesen Artikel vielleicht erst im Dezember oder Januar lesen werden, in einem dicken Wollpulli und mit einer doppelt so hohen Nebenkostenabrechnung im Briefkasten. In so einem Fall mögen manche Diskussionen und Konfliktfelder im Bereich der Energiewende zweitrangig erscheinen. Doch egal wie die politische Lage sich entwickeln wird, die Themen bleiben weit über den nächsten Winter hinaus relevant.

Wir brauchen eine Transformation hin zu Energien, die weniger umweltschädlich sind als Kohle, Gas und Öl. Energiequellen, die uns dabei helfen, unseren CO₂-Ausstoß massiv zu reduzieren, denn der Klimawandel hat bereits begonnen. Und wir sollten ihn tunlichst so sehr einhegen wie irgendwie möglich, denn es wird ansonsten verdammt ungemütlich auf diesem Planeten. Die Bundesregierung hat es sich daher zum Ziel gesetzt, den Anteil der erneuerbaren Energien am Bruttostromverbrauch bis 2030 auf mindestens 80 Prozent und bis 2035 auf 100 Prozent zu erhöhen. Klimaneutralität soll in allen Sektoren bis spätestens 2045 erreicht werden. Wir sollten uns allerdings darüber im Klaren sein, dass diese Klimaneutralität nicht allein über den Wechsel unserer Strom- und Energiequellen zu machen ist, auch wenn andere Themen häufig zu kurz kommen in diesem Diskussionsfeld. Doch in diesem Artikel soll es nun um die Windenergie gehen.

Um den Ausbau der Windenergie zu beschleunigen, hat die Regierung nun ein neues Gesetzespaket beschlossen. Die

schnellstmögliche Abkehr von Öl und Gas hat seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine dabei nicht mehr nur eine klimapolitische Motivation, denn die extreme Abhängigkeit von Autokratien bei der Frage nach den Energiequellen war wohl noch nie eine gute Idee. Das neue Wind-an-Land-Gesetz verpflichtet die Bundesländer, zwei Prozent ihrer Landesfläche für Windenergie zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig sollen Genehmigungsverfahren beschleunigt werden und der Konflikt zwischen Artenschutz und Windenergie gelöst werden. Doch so einfach wie die Bundesregierung vorgibt, ist Letzteres leider nicht.

Ich habe nun viel gelesen, Studien, Meinungen, Artikel von verschiedensten Menschen, Organisationen, Wissenschaftlerinnen, Naturschützern, und muss sagen: Ich finde es immer noch kompliziert. Es gibt einfach keine perfekte Lösung, keinen Ort, an dem nicht mal eine Fledermaus gegen ein Windrad fliegt, an dem die Landschaft nicht zerschnitten wird, sich kein Mensch gestört fühlt. Es wäre wünschenswert, wenn es auf einen Kompromiss zwischen unserem Bedürfnis nach Energie, dem Klimaschutz und dem Schutz der Biodiversität hinausläufe. Die entscheidende Frage ist am Ende wohl: Was ist denn das richtige Gleichgewicht zwischen Artenschutz, Energiebedarf, Klimaschutz, Landschaftsästhetik, Wirtschaftlichkeit?

Zunächst einmal: ich bin absolut dafür, mit Windrädern Energie zu erzeugen. Ich werde (hoffentlich) noch ein paar Jahrzehnte auf diesem Planeten verbringen und der Abmilderung des Klimawandels und dem damit verbundenen Ausstieg aus fossilen Energieträgern wie Kohle, Öl und Gas schreibe ich eine hohe Priorität zu. Auch Atomkraft ist keine Lösung, obwohl das manche nun wieder fordern. Dazu als Hinweis nur das nach wie vor nicht gelöste Problem der Müllentsorgung sowie der Tatsache, dass sich bei steigenden Temperaturen die Kraftwerke sowieso

nicht mehr kühlen lassen und abgeschaltet werden müssen (siehe Frankreich). Doch als Wildbiologin liegt mir auch der Artenschutz am Herzen und nun wird es kompliziert.

Laut der Deutschen Wildtierstiftung sterben jedes Jahr rund 250.000 Fledermäuse und Tausende Greifvögel durch Kollision an den Rotorblättern von Windkraftanlagen in Deutschland. Ganz genau weiß das natürlich niemand, denn die wenigsten Anlagen werden regelmäßig nach Kadavern abgesucht. Aber ist das nun viel oder wenig? Was ist hinnehmbar und wo werden Populationen ernsthaft gefährdet? Zunächst gilt in Deutschland nach §44 des Bundesnaturschutzgesetzes ein generelles Tötungsverbot von wildlebenden Individuen besonders geschützter Arten. Dazu zählen beispielsweise die Wildkatze und sämtliche heimische Fledermausarten. Einige Arten sind dann noch zusätzlich über europäisches Recht geschützt. Das sind in der Regel Arten, die sowieso schon selten geworden sind in unserem Land. Nun gibt es Studien, die zeigen, dass Windenergieanlagen seit den 2000er Jahren für Fledermäuse sukzessive zur



Fledermaus, Foto: Jan Gläßer



Rotmilan, Foto: Jan Gläßer

häufigsten Todesursache geworden sind. Dann gibt es Studien, laut denen die Bestände von Rotmilanen, die in dem Zusammenhang wohl meist diskutierte Greifvogelart, in den letzten Jahren auch in Regionen mit sehr hoher Windraddichte nicht abgenommen haben. Andere zeigen einen Rückgang der Rotmilanbestände insbesondere im Nordosten Deutschlands, wo sehr viele Windräder stehen und ein Wachstum der Population im windradarmen Südwesten Deutschlands. Wem soll man nun glauben? Bei einem weiteren Forschungsprojekt zeigten sich Vergiftung und illegale Verfolgung als Haupttodesursachen für Rotmilane. Richten wir unseren Fokus auf das falsche Problemfeld? Doch ob es nun viele oder wenige Greifvögel und Fledermäuse sind, ist eine von uns Menschen aufgestellte Kategorie und Sichtweise. Wo ziehen wir also die Grenze? Ist wirklich jeder getötete Rotmilan einer zu viel? Ganz ohne Vogel- und Fledermauskollisionen wird die Windenergie nicht zu bekom-

men sein. Wir müssen uns daher mit den Möglichkeiten auseinandersetzen, die negativen Auswirkungen auf die Biodiversität zu reduzieren. Doch das heißt, Kompromisse finden und nicht Ausbau um jeden Preis. Und bei konsequenter Umsetzung von möglichst naturverträglichem Ausbau hieße das in letzter Konsequenz: Es wird weniger Energie zur Verfügung stehen. Wir müssten unseren Lebensstil verändern.

Die Bundesregierung will 2 Prozent der Landesfläche für Windenergie ausweisen. Zwei Prozent, das klingt nach nicht viel, bleiben ja immer noch 98 Prozent der Fläche übrig. Ich habe daher auch kein Problem mit den 2 Prozent, aber man muss trotzdem schauen, wo diese Anlagen aufgestellt werden und wie die Landschaft drumherum aussieht. Denn zum einen ist ein Großteil der anderen 98 Prozent für Wildtiere nicht nutzbar, weil sich dort unsere Häuser, Straßen, Industrieanlagen oder intensiv genutzte, für viele Tiere lebensfeindliche Agrargebiete befinden. Zum anderen ist die weitere Flächenzerschneidung durch Windenergieanlagen ein Problem. Vor allem im Wald ist



Foto: Matthias Scheffler



Waldschnepfe, Foto: Jan Gläßer

das aus ökologischer Sicht besonders katastrophal. Seit 2015 wird etwa jede fünfte Anlage im Wald errichtet, Tendenz steigend. Denn das ist ja auch praktisch: Anwohner und Anwohnerinnen wollen die Anlagen möglichst weit weg vom eigenen Haus haben, darum gibt es ja so viele Bürgerinitiativen und eingeführte Standard-Abstandsregeln zu Siedlungen. Dieses Problem fällt in vielen Wäldern schon mal weg. Praktischerweise sind die Bundesländer selbst auch Eigentümer vieler Waldflächen, für Privatwaldbesitzer und -besitzerinnen winken finanziell lukrative Pachteinahmen. Das ist alles verständlich, aber eben aus ökologischer Sicht trotzdem nicht besonders schlau.

Viele dieser Waldgebiete, gerade in den höheren, windreicheren Lagen der Mittelgebirge, gehören zu den letzten einigermaßen unzerschnittenen Waldlebensräumen, die wir in Deutschland haben. Diese Zerschneidung der Lebensräume ist für viele Tier-

arten problematisch, weshalb die Anlagen nicht nur für Fledermäuse und Vögel als Kollisionsrisiko ein Problem darstellen, sondern auch für andere Waldbewohner. Zusätzlich gibt es noch für die Wartung der Anlagen und zu Beginn für die Schwerttransporter die Zuwege, die deutlich breiter und mehr befestigt sind als bei Forststraßen sonst üblich. Wir roden also Bäume, die lebend der Luft CO₂ entziehen, schlagen breite Schneisen in den Wald, die ihn noch anfälliger für Trockenheit machen und damit weniger widerstandsfähig in Zeiten des Klimawandels und wundern uns dann, dass der Wald stirbt, der doch eigentlich im Kampf gegen den Klimawandel so wichtig ist. Die Forderung, zumindest den Wald von Windenergieanlagen freizuhalten, ist ökologisch gut begründbar. Doch wo sollen sie dann hin, all die Anlagen zur Erzeugung des Stroms?



Bild: Andreas Winkler

Im Offenland gibt es ebenfalls Konflikte, keine Frage. Doch ein monotoner Maisacker ist für die meisten Wildtiere sowieso eine leblose Wüste, die Landschaftszerschneidung durch ein Windrad somit geringer. Allerdings könnte dieser Maisacker näher an Ihrem Haus dran stehen. Niemand fordert, die Anlagen unmittelbar neben eine Siedlung zu bauen, doch die generellen, oft sehr weiten Abstandsregeln reichen oft weit über den Schlag Schatten und Infraschall hinaus, so dass auch unter Wahrung des Immissionsschutzes in vielen Teilen Deutschlands etwas näher an Siedlungen gebaut werden könnte. Das gefällt den Wählern und Wählerinnen nicht, doch hier müssen wir uns an die eigene Nase fassen: wenn wir Energie nutzen wollen, muss diese produziert werden und das geschieht dann eben nicht nur vor der Haustür der anderen. Oftmals hat man den Eindruck, dass der Artenschutz doch auch sehr missbraucht wird und der ein oder andere nur zum Vogelschützer wird, um das Windrad nicht beim Sonntagsspaziergang im Landschaftsbild zu haben. Auch das ist zwar nachvollziehbar, aber irgendwohin müssen die Windräder oder es kommt kein Strom mehr aus der Steckdose.

Dass Windparks in Vogelschutzgebieten, an wichtigen Zugrouten, Rastplätzen, artenreichen Feuchtwiesen und Seen sowie in



Kiebitze, Foto: Jan Gläßer

der unmittelbaren Nähe von Brutplätzen besonders empfindlicher Arten tabu sein sollten, versteht sich. Doch es bleiben auch dann noch Flächen übrig, in denen sie gebaut werden können. Allerdings sind es halt weniger. Und damit sind wir wieder beim Thema des Verbrauches. Denn worüber interessanterweise in der ganzen Energiewende-Debatte kaum geredet wird, ist, dass unser Verbrauch an Energie massiv sinken müsste. Doch das will niemand hören, das klingt nach Verbot und Verzicht. Ist es auch an vielen Stellen, das kann man nicht wegdiskutieren. Das heißt jedoch nicht, dass das Leben deswegen weniger lebenswert wird. Und ist es nicht auch weniger lebenswert, wenn der Klimawandel voll durchschlägt und wir die Artenvielfalt ganz verlieren? Wenn Waldbrände und Hitzewellen im Sommer die Regel werden, wenn man nirgendwo mehr eine Fledermaus an einem lauen Sommerabend sieht?

Und gerade für Fledermäuse kann man an Windenergieanlagen hervorragend Algorithmen programmieren, die zu den Hauptflugzeiten von Abendsegler und Co. die Anlagen automatisch abschalten. Dabei handelt es sich in der Regel um einige sowieso wenig windreiche Stunden in der Dämmerung. Doch trotzdem: auch dadurch wird weniger Strom erzeugt. Und leider läuft die Mehrheit der Anlagen immer noch ohne so eine Abschalteneinrichtung, vor allem auch die älteren Anlagen werden bisher kaum nachgerüstet. Dasselbe gilt für installierte Kamera-Systeme, die Zugvögelschwärme erkennen sollen und auch technisch noch nicht ganz ausgereift sind. In dem neuen Gesetzespaket hat die Bundesregierung die wirtschaftlich zumutbare Schwelle für Artenschutzmaßnahmen insgesamt auf sechs Prozent der jährlichen Energieerzeugung festgelegt. Doch die sind in vielen Fällen schnell erreicht. Sollte uns unsere Biodiversität nicht vielleicht mehr wert sein? Denn sie ist unsere Lebensgrundlage und ihre Krise genauso katastrophal wie der Klimawandel. Auch durch den Klimawandel sterben Arten aus, weil es ihnen zu warm wird, keine Frage. Das heißt aber nicht, dass man beide Probleme gegeneinander ausspielen muss. Wir müssen für beides Lösungen und manchmal eben auch Kompromisse finden. Man darf sich auch nicht der Illusion hingeben, der Konflikt könnte allein durch technische Neuerungen gelöst werden. Leider haben Artenschutz und Biodiversität und der damit verbundene Schutz der Lebensräume, der auch zum Klimaschutz beitragen würde, nach wie vor weniger Priorität. Auch am neuen Gesetz der Bundesregierung lässt sich das ablesen. Planungsverfahren grundsätzlich zu beschleunigen, ist ein guter Ansatz und völlig richtig. Doch wenn wir dabei den Arten- und Naturschutz zu sehr beschneiden, verlieren wir langfristig wertvolle Lebensräume und Arten, die so nicht einfach zurückgebracht werden können. Das neue Gesetz sieht nun auch Landschaftsschutzgebiete (LSG) als Standorte für Windenergie vor und hat außerdem die Abstandsregelungen zu Brutplätzen verschie-



Blick über die LSG „Talsperre Eibenstock“ und „Auersberg“

denster Arten angepasst. Eine bundesweit geltende Regelung ist zwar begrüßenswert, doch zahlreiche Arten tauchen in der Liste gar nicht mehr auf und die Abstände weichen in Teilen von den seit Jahren von der Länderarbeitsgemeinschaft der Vo-



Mäusebussard ist nicht mehr relevant, Foto: Jan Gläßer

gelschutzwarten empfohlenen ab. Dafür wurde ein neues Artenschutzhilfsprogramm aufgelegt, in das sowohl Bundesmittel als auch Ausgleichszahlungen der Energieunternehmen fließen sollen. Man kann nur hoffen, dass diese Gelder sinnvoll für die Verbesserungen vieler Lebensräume und den Schutz der Arten eingesetzt werden. Doch das Problem der Flächenkonkurrenz wird auch ein solcher Geldtopf nicht lösen, wie groß er auch sein mag, der Platz auf unserer Erde ist eben begrenzt.

Und wie lösen wir den Konflikt nun? Denn in der Debatte, häufig erhitzt und emotional geführt, liest und hört man oft wenig von entgegenkommenden Kompromissen. Da kritisieren die einen den vernachlässigten Artenschutz, während die anderen mit dem nun mal vorhandenen Strombedarf und drohendem Klimawandel argumentieren. Der Versuch der Bundesregierung, einen Kompromiss zu finden ist löblich, auch wenn ich persönlich das Gefühl habe, der Artenschutz und vor allem der Schutz unserer Wälder kommt doch deutlich zu kurz. Ich möchte Ihnen daher ein paar Vorschläge meinerseits mit an die Hand geben. Quasi das Fazit meiner Recherchen. Das ist keine Lösung des Konfliktes, mir fehlen die Informationen, die Zeit und die Fähigkeiten, das alles genau durchzurechnen. Sehen Sie es also einfach als Anregung für unseren gesellschaftlichen Diskurs und bilden Sie sich selbst eine Meinung.

Zum einen halte ich die extreme Fokussierung auf die Windenergie für falsch. Windenergie ist eine wichtige Bezugsquelle für Strom, doch mindestens genauso relevant ist die Sonnenenergie. Solaranlagen sind auch nicht ohne ökologische Probleme (auch was die Bau-Materialien angeht), doch wir haben so viel versiegelte Fläche in Deutschland. Die Aufstellung von Solarmodulen auf riesigen Wiesen ist fragwürdig, doch wie vie-



Foto: Matthias Scheffler

le Hausdächer, Industrieparks, Autobahnen und Parkplätze wir haben, wo Flächen sowieso bereits versiegelt sind. Das Potential ist nicht annähernd ausgeschöpft.

Des Weiteren sollten Waldgebiete, vor allem großflächig noch



Blick vom Auersberg, Foto: Matthias Scheffler

zusammenhängende, unzerschnitten bleiben und außer in wenigen Ausnahmefällen für die Windkraft tabu sein, denn intakte Wälder haben eine wichtige Funktion im Kampf gegen Klimawandel und Artensterben.

Dafür würde ich die Abstandsregelungen zu Siedlungen, wie sie aktuell in vielen Bundesländern gelten, abschaffen. Stattdessen sollte aufgrund der Landschaftsstruktur im Einzelfall der Abstand zu Siedlungen nach Immissionsschutzrecht geprüft und entschieden werden. Auf diese Weise kämen im Offenland wieder mehr Standorte für die Windkraft in Frage. Zu Brutplätzen und Streifgebieten von kollisionsgefährdeten und störungsempfindlichen Tierarten sollte entsprechend vorliegender wissenschaftlicher Erkenntnisse Abstand gehalten werden, ebenso bei Korridoren von Zugvögeln und ähnlichem. Dafür würde ich den absoluten Individuenschutz lockern und vor allem auf die Entwicklung der Populationen verschiedener Arten insgesamt blicken. Mag sein, dass in einigen Gebieten Rotmilan und Co. dann ein bisschen weniger häufig sind. Sie sollten aber in anderen dafür optimale Bedingungen finden und stabile Bestände aufbauen, außerdem müssen diese Subpopulationen gut vernetzt sein und im Austausch miteinander stehen. Das im Blick zu behalten erfordert eine umfassende, langfristige Beobachtung der Arten, um ggf. entsprechend handeln zu können. In Gebieten mit vom Aussterben bedrohten Arten wie beispielsweise dem Birkhuhn sollte der Windkraftausbau tabu sein bis Klarheit über die Auswirkungen auf diese Art herrscht. Kollisionsvermeidungsmaßnahmen wie Abschaltungen zu Flugzeiten vorhandener Fledermäuse und ähnliche Techniken sowie entsprechende Flächenbewirtschaftung in der Umgebung der Windräder, um Arten von den Anlagen wegzulocken auf ungefährlichere Flächen, sollten der Standard sein und bei alten Anlagen nachgerüstet werden.

Und zum Abschluss der wichtigste Punkt: Wir müssen unseren Energieverbrauch senken. Wenn unser Hunger nach Energie, Wachstum und Konsum so weiter geht, werden sich beide Krisen, Klima und Biodiversität, nicht bewältigen lassen.

Karolin Prött

„Hahn auf, Wasser marsch!“

Kleiner Exkurs zu Wasser, Klimawandel und biologischer Vielfalt



Talsperre Eibenstock, Foto: Matthias Scheffler

Wir alle sind abhängig vom kühlen Nass. Unsere Erdoberfläche ist zu 71 % mit Wasser bedeckt und von daher wundert es sicherlich nicht, dass Wasser mehr als nur einen kleinen Einfluss auf unser Leben hat. Außerdem bestehen wir selbst zu 70 % aus Wasser.

Der uns zur Verfügung stehende Süßwasseranteil der Erde liegt allerdings bei gerade einmal 0,3 %. Weitere 2,6 % sind Süßwasser in Form von Gletschern, Eisbergen und Co, den „Löwenanteil“ übernimmt hierbei das Salzwasser mit 97,4 %.

Würde, bildhaft gesprochen, das ganze Wasser der Erde in eine Badewanne passen, dann läge der verfügbare Süßwasseranteil bei „beachtlichen“ 0,5 Litern. Klingt nicht wirklich viel, oder? Ist es auch nicht. Wasser ist also ein knappes Gut, „Flüssiges Gold“, wenn man so will, das immer wertvoller wird.

Trotzdem ist es für uns selbstverständlich, den Wasserhahn aufzudrehen und das Wasser laufen zu lassen. Wir füllen im Sommer ohne schlechtes Gewissen die Pools, im Winter die Badewannen und zwischendurch wird das Auto dreimal wöchentlich durch die Waschanlage gefahren. Das soll keineswegs Kritik sein, schließlich nutzt ja jeder von uns diesen Luxus - wir haben nur vergessen, dass es nicht allen Menschen so geht. Manche müssen kilometerweit laufen, um Wasser für ihre Familien zu holen. Und hierbei geht es nicht darum, die Waschmaschine und den Geschirrspüler anzuwerfen, nein vielmehr ums tägliche Überleben. Davon haben wir (zum Glück) hier in Deutschland allerdings nur geringfügig eine Ahnung.

In den letzten Jahren haben wir die Hitze deutlich gespürt, die Hitzesommer 2018, 2019 und 2020 haben uns gezeigt, wie unsere Seen, Flüsse und Bäche rasant schmaler wurden oder fast ausgetrocknet sind. 2018 wurde der Abfall des Pegels auch an der Talsperre Eibenstock sichtbar. Der Pegel fiel um fast 10 Meter, der niedrigste Stand seit 35 Jahren. Doch die Talsperre ist wieder gut gefüllt und auch im Jahr 2018 gab es noch keinen Grund zur Panik. Trotzdem ist es sinnvoll, mit unserem Wasser zu haushalten und deshalb gilt auch im Jahr 2022 für alle Landkreise in Sachsen der Entnahmestopp von Wasser aus oberirdischen Gewässern, in der Regel bis 30. September des Jahres. Wir brauchen uns prinzipiell keine Sorgen machen, wir haben Trinkwasser und Wasser für alle erdenklichen Situationen. Unsere Vorräte sind im Allgemeinen gut gefüllt, doch wir sollten auch etwas dafür tun, dass dies weiterhin so bleibt.

Jeder kann in seinem Alltag ganz einfach Wasser sparen, sei es nur beim Zähneputzen den Wasserhahn zwischendrin zuzu-

drehen oder einfach mehr regionale (Bio-)Produkte zu nutzen und zu kaufen. Südfrüchte wie z.B. Avocados verbrauchen in ihren Herkunftsländern häufig große Mengen an Wasser, für ein Kilo Avocados werden ca. 1000 Liter Wasser verbraucht. Für den Verbraucher ist dies auf den ersten Blick nicht ersichtlich, allerdings macht dieses „virtuelle Wasser“, welches während des Produktionsprozesses anfällt, den Unterschied. Fair gehandelte Produkte zielen auf die Minimierung von Wasserverbrauch und Pflanzenschutzmitteln ab und sind somit die bessere Wahl als „konventionelle Südfrüchte“ im Supermarktregal. Nichtsdestotrotz muss in der Landwirtschaft und Industrie, vor allem in der Lebensmittelindustrie, Wasser eingespart werden. Recycling von Abwasser, Nutzung von intelligenten Bewässerungssystemen oder Produkte / Material aus regionalen Quellen zu beziehen, wo sowieso schon auf Wassereinsparung geachtet wird, wäre wünschenswert. Der Grundwasserspiegel hat in manchen Regionen zudem bedenklich niedrige Stände erreicht.

Auch Flächenentsiegelungen oder Dachbegrünungen leisten einen Beitrag zum Einsparen von Wasser und sollten viel häufiger auf der Agenda bei Neubauten stehen. Gründächer speichern z.B. bis zu 90 % Regenwasser und geben dieses erst nach und nach durch Verdunstung wieder an ihre Umgebung ab und können zudem die Kanalisation bei Starkregen entlasten. Die tagtägliche Ausweisung von neuen Siedlungs- und



Ungebremste Flächenversiegelung ...



... und ihre Folgen, Fotos: Matthias Scheffler

Verkehrsflächen (Flächenversiegelungen) liegt bei ca. 54 Hektar in Deutschland. Dies wirkt sich, logischerweise, negativ auf den natürlichen Wasserhaushalt aus und muss unbedingt eingebremst werden. Die Bundesregierung will bis zum Jahr 2030

den Flächenverbrauch auf unter 30 Hektar pro Tag reduzieren, wir dürfen gespannt sein.

Aber nicht nur auf dem Land sind die Folgen des Klimawandels für uns spürbar und sichtbar geworden. Vor allem die Temperatur in unseren Weltmeeren erhöht sich, die Oberflächentemperatur vor den Küsten Europas steigt sogar noch schneller als in den Ozeanen allgemein. Die Wassertemperatur hat einen großen Einfluss auf das Leben im Meer. Durch den Rückgang unserer Eis- und Schneeflächen zum Beispiel gelangt immer mehr Süßwasser in unsere Meere und dies hat wiederum einen Einfluss auf die vorhandenen Meeresströmungen. Es ist nachgewiesen, dass Heringe und Makrelen von ihren angestammten Gebieten in der Nordsee weiter nach Norden ziehen, in kühlere Gewässer. Sie folgen hier primär ihrer Nahrungsquelle, den Ruderfußkrebse.

Weitere negative Einflüsse haben diese Veränderungen auf eines der empfindlichsten Ökosysteme – die Korallenriffe. Kleinste Schwankungen im Salz – oder Sauerstoffgehalt sowie der Wassertemperatur beeinflussen dieses Meeresleben enorm. Vor allem ist die Symbiose mit den fotosynthetisch aktiven Einzellern (Zooxanthellen) betroffen, diese siedeln auf der Koralle und versorgen sie z.B. mit lebenswichtiger Glucose (Traubenzucker). So eine enge Interaktion reagiert sehr empfindlich auf verschiedene Stressoren, vor allem auf Wärmestress. Werden diese Zooxanthellen infolgedessen von der Koralle abgestoßen, verliert der Korallenstock seine Farbe und dies kann im weiteren Verlauf zum Absterben führen.

Doch nicht nur in den Ozeanen verändert sich das Leben, auch in unseren Fließ- und Stillgewässern ist der Einfluss des Klimas spürbar. Gerade die Teichwirtschaft ist von der Hitze stark betroffen, Wassermangel bzw. Hitze machen den Betreibern hier zu schaffen. Durch die andauernde Wärme kann es passieren, dass der Sauerstoff im Wasser knapp wird. Denn umso wärmer das Wasser, desto weniger Sauerstoff kann sich lösen und steht für die Fische zur Verfügung. Weiter sind auch unsere Amphibien von dem Dilemma betroffen, viele natürliche Laichplätze (kleine Tümpel oder Pfützen) trocknen in den Hitzesommern aus oder sind durch Zerstörung der Habitate schon gar nicht mehr existent. In unseren Fließgewässern werden sich die klimatischen Änderungen ebenfalls deutlich bemerkbar machen. Es wird sich die Menge an durchfließendem Wasser ändern, die Struktur und genauso die Zusammensetzung von Nährstoffen. Arten, die Kälte bevorzugen, werden zurückgehen oder sogar verschwinden. Andere Arten haben sehr spezielle Anforderungen an ihren Lebensraum und sind auf bestimmte Nahrungsnetze angewiesen, welche durch veränderte Umweltfaktoren nicht mehr gehalten werden können. Unsere Fließgewässer sind als besonders sensibel und störanfällig einzustufen. Wie nahe viele unserer Fließgewässer an der Kippe stehen, zeigte kürzlich das verheerende Fischsterben an der Oder.

Der Wasserhaushalt hat bereits begonnen sich zu verändern und wir müssen uns in Zukunft auf längere Hitzeperioden, Starkregenereignisse und Niedrigwasserperioden einstellen. Der Niederschlag wird sich saisonal verschieben und auch Hochwasserereignisse können vermehrt auftreten. Natürlich wünscht sich so etwas niemand, allerdings haben wir selbst einen großen Teil zu eben diesen Veränderungen beigetragen und jetzt werden wir uns in Zukunft damit arrangieren müssen. Auch wenn bei uns in Mitteleuropa kein akuter Mangel an Trinkwasser herrscht und sich keiner groß einschränken muss, so ist es vielleicht in mancher Situation einen Gedanken wert, sparsam mit dem wertvollen Nass umzugehen. Wir möchten alle auf diesen „Luxus“ nicht verzichten – allerdings wird es ohne Verzicht in den nächsten Jahrzehnten nicht mehr so einfach gehen. In der

Industrie, der Landwirtschaft, dem Baugewerbe, überall müssen wir anfangen Wasser einzusparen - sonst kommt irgendwann vielleicht kein Wasser mehr aus dem Hahn.

Constanze Schwabe



Schwarzwasser bei Luhy/ Jungenhengst, Foto: Constanze Schwabe



Wasseramsel, Foto: Jan Gläßer



Schwarzer Teich bei Zschorlau, Foto: Matthias Scheffler



Erdkröte, Foto: Matthias Scheffler

Wälder: Hilfreiche Partner in Zeiten des Klimawandels

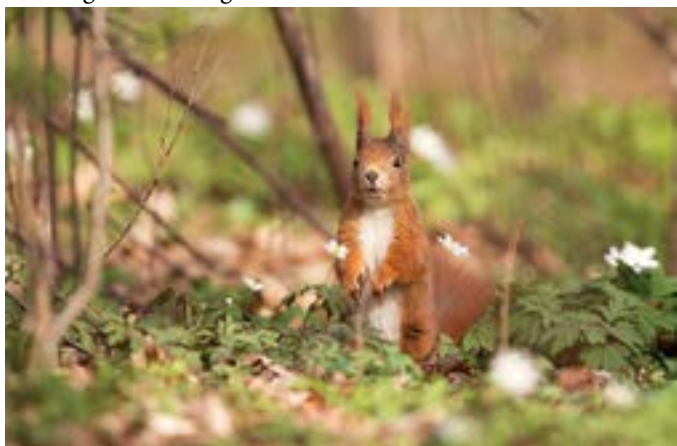
Zwischen nüchternen Zahlen und lebendiger Vielfalt

Wälder speichern weltweit 653 Milliarden Tonnen Kohlenstoff (inklusive Mineralboden). In Deutschland sind ca. 1,1 Milliarden Tonnen Kohlenstoff in lebenden Bäumen und im Totholz gebunden, das entspricht 4,3 Milliarden Tonnen CO₂. Als Kohlenstoffspeicher entlastet der deutsche Wald die Atmosphäre jährlich um ca. 52 Millionen Tonnen CO₂. Sätze, die man so oder ähnlich häufiger liest in den letzten Jahren.



Sperlingskauz, Foto: Jan Gläßer

Kann man auf diese Weise Wälder beschreiben? Werden diese Zahlen der Bedeutung gerecht, die ein Ökosystem hat, ein so komplexer Lebensraum, Heimat so vieler verschiedener Wesen, den Pflanzen, Tieren und Pilzen darin? Wir reduzieren den Wald oft auf numerische Größen, nicht nur wenn es um Holzernte und Euros geht, sondern auch um seine Bedeutung im Klimawandel. Wir führen eine Debatte über Zahlen, denn Fakten und rationales Denken sind wichtig. Doch verlieren wir darüber manchmal den Blick auf das Ganze? Kann man die Bedeutung von Wäldern für den Klimawandel in Tonnen Kohlenstoff erfassen? Mit dem Klimaschutzgesetz der Bundesregierung aus dem Jahr 2021 wurde festgeschrieben, dass wir in Deutschland bis 2045 Treibhausgasneutralität erreichen möchten. Noch entstehende Treibhausgase aus Verbrennungsprozessen sollen dann durch die CO₂-Aufnahmefähigkeit unserer Wälder, Moore und Böden ausgeglichen werden. Es lohnt also, einen genaueren Blick auf unsere Wälder und ihre Fähigkeit zur Kohlenstoffspeicherung zu werfen. Doch nicht allein blanke Zahlen sind relevant – denn die eigentlichen Hauptdarsteller im Wald, die vielfältige Artengemeinschaft, von der Waldameise über die Wildkatze, das Buschwindröschen, den Eichenfarn bis hin zu Steinpilz und Co. sollten wir in all unseren Berechnungen und Planungen nicht vergessen. Ohne Biodiversität sind Wälder nur



Eichhörnchen, Foto: Jan Gläßer

Holzplantagen. Ihre vielfältigen Ökosystemleistungen, die sie liefern, sind kaum quantifizierbar. Und wer könnte schon den Anblick einer seltenen Blüte, die Beobachtung der Eichhörnchen in den Baumkronen in Geld oder Tonnen Kohlenstoff angeben? Wir schützen und bewahren langfristig nur, was uns fasziniert und uns wirklich am Herzen liegt. Und damit Wälder Kohlenstoffspeicher bleiben, müssen wir sie erhalten, inklusive ihrer vielfältigen tierischen und pflanzlichen Bewohner.

Lange Zeit galt in der Forstwirtschaft der Grundsatz, dass bewirtschaftete Wälder mehr CO₂ aufnehmen und damit mehr Kohlenstoff binden als alte, nicht bewirtschaftete (Ur-)Wälder. Man bringt in der Forstwirtschaft Bäume dazu, schnell zu wachsen, verschafft ihnen ausreichend Licht für guten Holzzuwachs und damit auch für viel Kohlenstoffbindung und entnimmt schließlich Holz, in welchem weiterhin der Kohlenstoff gebunden ist. Im Urwald hingegen würden alte Bäume nur noch langsam wachsen, aus dem verrottenden Totholz entweiche das CO₂ wieder, alte Wälder würden daher keinen Kohlenstoff mehr binden, so lange Zeit die Annahme. Diese Sichtweise findet man zuweilen immer noch verbreitet, doch sie greift zu kurz, betrachtet nicht das ganze Bild und ist von der Forschung längst widerlegt. Das Thema ist jedoch komplex, schauen wir also einmal genauer hin.

Entscheidend für viele Vergleiche zwischen Wirtschafts- und Naturwäldern ist auch ein Blick in den Waldboden. Denn er speichert den Großteil des Kohlenstoffs, ein wesentlich kleinerer Teil ist in der lebenden ober- und unterirdischen Biomasse und

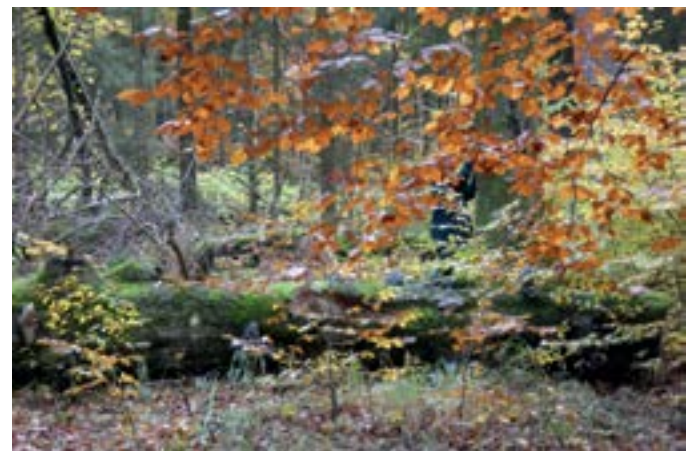


Foto: Matthias Scheffler

im abgestorbenen organischen Material (Totholz und Streuauflage) gespeichert. Zwar wird durch die Zersetzung des Totholzes auch wieder CO₂ an die Atmosphäre abgegeben, doch bis ein großer Buchenstamm komplett zersetzt ist, dauert es viele Jahre, bei einer Fichte noch länger. Der Kohlenstoff gelangt nur langsam wieder in die Atmosphäre und ein Teil davon wird langfristig im Waldboden gespeichert. Zudem speichert das Totholz Wasser, ein wertvolles Gut in immer wärmer und trockener werdenden Zeiten, und ist Lebensraum vieler Tiere und Pilze. In toten und absterbenden Bäumen finden Arten wie Schwarzspecht, Hirschkäfer, Fledermaus und Siebenschläfer Schutz und Nahrung. Ein unschätzbare Wert, der nicht in Tonnen Kohlenstoff beziffert werden kann. Doch die Artenvielfalt spielt eine wichtige Rolle für die Fähigkeit unserer Wälder, auf veränderte Umweltbedingungen wie den Klimawandel reagieren zu können. Für all diese Arten spielen dabei auch die im Zuge der Landschaftszerschneidung immer weniger werdenden Wanderungs- und Ausbreitungsmöglichkeiten eine entscheidende

Rolle. Wo Straßen und Siedlungen die Wälder zerschneiden, ist ein Weiterwandern in kühlere Bereiche, sei es bergauf oder Richtung Norden, ein schwieriges Unterfangen. Zerschneiden wir unsere Wälder immer weiter, anstatt zusammenhängende Komplexe zu erhalten und sie durch vielfältige, reich strukturierte Offenlandbereiche und Waldinseln zu vernetzen, nehmen wir der Artenvielfalt einen ihrer Anpassungsmechanismen. Zudem ist es ein Irrglaube, alte oder nicht bewirtschaftete Wälder würden nicht mehr wachsen. Die Holzvorräte nehmen auch in alten Wäldern kontinuierlich zu, so dass die Biomasse und damit die Kohlenstoffbindung steigt. Tatsächlich sind die Holzvorräte in Urwäldern und sehr naturnah bewirtschafteten Wäldern auch deutlich höher als im klassischen Wirtschaftswald – und damit die Möglichkeit, Kohlenstoff zu binden. So bleiben auch diese Wälder entgegen früherer Meinungen Kohlenstoffsinken. Zumindest bis zur Zerfallsphase, erst dann sterben viele Bäume ab, setzen wieder einen Teil des CO₂ frei und der Kreislauf beginnt von neuem. Den Wald muss man nun mal in seiner eigenen Zeitrechnung betrachten und die reicht über Jahrhunderte. Trotzdem ist Holz natürlich ein fantastischer und zudem auch nachwachsender Rohstoff und es ist durchaus sinnvoll und legitim, diesen auch zu nutzen. Allerdings, die Rechnung, dass das im bewirtschafteten Wald gewonnene Holz ja weiterhin Kohlenstoff speichert, geht leider oft nicht auf. Es ist richtig, dass der Kohlenstoff im Holzkörper gebunden bleibt – nur, was tun wir denn mit diesem Holz? Schaut man sich die Holznutzung in Deutschland an, zeigt sich ein wenig klimafreundliches Bild. Über 50% unseres Holzes gehen in die sogenannte energetische Verwertung. Dieses Holz wird also verbrannt, um Wärme zu erzeugen, sprich zu heizen. Dabei wird das vom Baum aufgenommene CO₂ direkt wieder frei. Gar nicht erst betrachtet wird dabei das CO₂, das durch Verbrennungsprozesse während der Holzernte und dem Transport anfällt. Wirklich klimaneutral Heizen mit Holz, das funktioniert nicht, langfristige Kohlenstoffspeicherung auf diese Art erst recht nicht. Niemand behauptet, dass deswegen eine Ölheizung besser wäre. Doch ob es aus Klimaschutzgründen sinnvoll ist, massenweise Holz zum Heizen zu nutzen, ist zu bezweifeln. Dasselbe gilt für all das Holz, welches in kurzlebigen Produkten wie der Bäckertüte morgens beim Brötchen holen oder den Versand-Karton von Amazon verwendet wird. Wirklich sinnvolle Holznutzung mit einem Effekt für den Klimaschutz durch langfristige Kohlenstoffbindung haben wir nur in langlebigen Holzprodukten: im Esstisch aus Eichenholz, dem Dachstuhl aus Fichte, einem Stuhl aus Buchenfurnier usw. Doch in diese Produkte wandern nur einige wenige Prozente unseres in Deutschland verwendeten Holzes. Und selbst wenn wir diese Produkte sehr lange nutzen: Bleibt der Baum im Wald, wird der Kohlenstoff deutlich länger

gespeichert.

Wir reden viel über die Möglichkeiten der Kohlenstoffspeicherung von Wäldern und von Holz, doch betrachten dabei zu wenig unsere Art des Konsums. Macht es aus ökologischer Sicht, mit Blick auf Klimawandel und Artensterben tatsächlich Sinn, Holz zu verbrennen anstatt es im Wald zu lassen? Ich plädiere keinesfalls dafür, alle Wälder stillzulegen und kein Holz mehr zu nutzen, aber für eine andere Art des Holzkonsums. Zum einen für weniger Konsum: weniger Verpackungsmüll, weniger kurzlebige Produkte, weniger Brennholz. Zum anderen für langfristige Holznutzung in Möbeln und Häusern. Würden wir unsere Art des Konsums ändern, wäre auch mehr Raum für eine ökologische, naturnahe Bewirtschaftung von Wäldern. Eine Bewirtschaftung mit hohem Anteil von Totholz und mit wenig Auflichtung im Kronenraum, um auch in Dürrezeiten ein kühles, feuchtes Waldklima zu erhalten und damit stabile, resiliente Wälder im wandelnden Klima zu bewahren. Und ich plädiere dafür, einen Teil der Wälder auch weiterhin ganz der Natur zu überlassen, sie als Lebensraum für all die waldbewohnenden Arten zu schätzen, sie als Ort zu bewahren, an dem wir von und mit der Natur lernen können.

Im Jahr 2020 lag der Holzeinschlag in Deutschland bei 80,4 Millionen Kubikmetern und damit fast 18 % über dem von 2019. Der Großteil davon waren vom Borkenkäfer geplagte Bäume, wir alle kennen die Bilder der abgestorbenen Wälder, sei es im Harz, im Sauerland oder auch hier im Westerzgebirge. Ob man das Holz wirklich alles aus dem Wald holen musste, obwohl es schon tot war: mehr als fraglich. Unsere Wälder leiden jetzt schon. Unter dem Klimawandel, unter unserer Art der Bewirtschaftung, unter ihrer monotonen Struktur, unter der Zerschneidung, unter Artenschwund. Denn wir betrachten den Wald oft rein als Ressource und unter überwiegend ökonomischen Gesichtspunkten. Die Folgen dieser Denkweise sind mittlerweile spürbar – und das gilt nicht nur im Wald. Und darum sollten unsere Prioritäten nicht allein bei der Leistung als Kohlenstoffsinken oder der Nutzung des Holzes, unser Augenmerk nicht nur auf Zahlen, Euros, Tonnen Kohlenstoff liegen, wenn wir die Wälder betrachten. Unser Ziel sollten stabile, gesunde, widerstandsfähige und vielfältige Ökosysteme sein und nach diesen Prioritäten sollten wir unsere Wälder bewirtschaften und nutzen, manche auch der Natur überlassen. Dann werden sie uns automatisch als Kohlenstoffsinken im Kampf gegen den Klimawandel zur Seite stehen und langfristig Holz, gutes Trinkwasser, einen Ort der Erholung, Schutz gegen Lawinen und all das liefern, was wir so dringend benötigen. In aller erster Linie sind sie jedoch dabei ein Lebensraum voller lebendiger Vielfalt.

Karolin Protz



Foto: Matthias Scheffler



Foto: Matthias Scheffler

Von der Jagd nach und auf den „Sündenbock“

Vom Wald, vom Wild, von der Jagd und vom Klima



Foto: Jan Gläser

Ein Blick zurück

„Sie hören richtig: Es ist nicht dringlich, den Hirsch zu schonen, es ist dringlich zurzeit, ihn zu schießen.“

„Ich meine, dies ernste Thema war eine knappe Stunde ihrer stillsten Nacht wert. Man rettet den deutschen Wald ja nicht, indem man ‚O Tannenbaum‘ singt.“

Horst Stern (1922-2019), „Bemerkungen über den Rothirsch“, „Sterns Stunde“, Heiligabend 1971

Mit seiner Fernsehdokumentation „Bemerkungen über den Rothirsch“ in der Reihe „Sterns Stunde“ am Heiligabend 1971, aus der die beiden kurzen Ausschnitte stammen, versetzte Horst Stern die deutsche Nation in den Folgewochen in regelrechten Aufruhr, bis zu emotional geführten Diskussionen im Bundestag. Es ist also keineswegs nur eine Erscheinung der Jetztzeit, ja geradezu ein alter Zopf, dass man sich mit dem Thema Wald und Wild auseinandersetzt und dabei Hirsch, Reh und Co. als Hauptfeinde des deutschen Waldes ausmacht. Und eigentlich könnte man dazu noch viele Jahre weiter zurückgehen, in uralte Zeiten sozusagen. Insbesondere der Rothirsch steht schon jahrhundertlang zwischen den Fronten und Meinungen. Zum Weihnachtsfest 1971 sprach dann Horst Stern nur ein besonders legendäres Urteil in der Causa Rothirsch, den Schuldpruch für die „Ermordung“ unserer Wälder, wenn man so will. Aber man täte dem damals führenden und äußerst verdienstvollen Umweltjournalisten und Naturschützer völlig unrecht, wenn man die Aussagen seiner bissigen Fernsehdokumentation auf die Verurteilung dieses stattlichen Tieres als Umweltschädling und Zerstörer des Waldes eingrenzen würde. Seine damaligen Aussagen und Intentionen waren – im Gegensatz zu zahlreichen Stimmen heute – erheblich differenzierter und diffiziler als die beiden oben aufgeführten Auszüge, hatten wohl eher die Jägerschaft mit ihrer Unart der Trophäenjagd sowie die von den Förstern bestellten eigenartigen Holzäcker im Zielfeld, die sich als sogenannter „Deutscher Wald“ dem Betrachter allorts boten. Und Horst Stern würde sich heute im Grabe wälzen, wenn er mit ansehen müsste, wie wir weitgehend lernresistent Wald und Wild bewirtschaften. Aber schon zu Lebzeiten war der Autor und Filmemacher eindrucksvoll kritischer Artikel, Bücher und Dokumentationen oft der Verzweiflung nahe über den Um-

gang mit unserer Mitwelt. Resigniert stellte er Mitte der 90er Jahre in einem ZDF-Interview fest: „Ich habe nur in den Köpfen und Herzen der Ohnmächtigen was bewirkt, aber in den Köpfen der Mächtigen fast gar nichts.“ Mehr und mehr zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück.

Hingewiesen sei noch einmal explizit auf den erstaunlichen Umstand, dass seine legendären „Bemerkungen über den Rothirsch“ am Heiligabend in der ARD um 20.15 Uhr ausgestrahlt wurden. Zur allerbesten Sendezeit also, neudeutsch Primetime genannt, zu der man heute auf einer Unzahl von Kanälen mit Rührseligkeiten und Belanglosigkeiten aller Art beglückt wird. Heute undenkbar. Solche Gipfelpunkte des deutschen Fernsehjournalismus werden wir wohl nicht mehr erleben dürfen.

Aber kommen wir zur Gegenwart, zu diesem Trauerspiel, das sich derzeit rund um das Themenfeld Wald, Wild und Klima abspielt, bei dem Hirsch, Reh und Co. wie gewohnt und wie für alle Ewigkeit festgeschrieben zum Spielball der menschlichen Interessen werden, obwohl wir vieles mittlerweile besser wissen könnten und sollten.

Noch ärmer als der sogenannte „König der Wälder“ ist eigentlich nur die Wildsau dran, ein erstaunliches und hoch intelligentes Wesen, das man nun ganz und gar - aus anderen Gründen, wie wir noch sehen werden - zur Persona non grata degradiert und für vogelfrei erklärt hat. Auf, auf zum fröhlichen Jagen.

Einleitung

Wir beschäftigen uns weiß Gott nicht zum ersten Mal mit dem Thema Wald und Wild im Rahmen dieser Zeitschrift. Schon die erste Ausgabe vor reichlich drei Jahren stand unter der „Schirmherrschaft“ des Rothirschs. Und auch in dieser Ausgabe lässt er uns nicht von der Leine, denn er und seine Leidensgenossen und Schicksalsgefährten stehen ungebrochen im Kreuzfeuer der Kritik und das vielleicht mehr als je zuvor.

Es wird damit gekonnt von der Hauptursache für die Misere unserer Wälder abgelenkt, der fehlgeleiteten Forstpolitik und Forstwirtschaft der Vergangenheit, die den Wald jahrhundertlang als Holzacker betrieben hat, wobei fast ausschließlich der Rohstoff Holz und die Ökonomie im Mittelpunkt standen. Es



Foto: Matthias Scheffler

sind nämlich vor allem die gleichaltrigen Monokulturen aus Fichte oder Kiefer auf zumeist für sie wenig geeigneten Standorten, die den veränderten klimatischen Bedingungen nicht standhalten und zum Opfer fallen. Das ist kein Vorwurf und

war in anderen Bereichen der Landnutzung ja auch nicht anders, ist also eher der Normalfall als die Ausnahme. Nur sollte man so ehrlich sein und das offen aussprechen, das könnte man eigentlich erwarten.



Foto: Jan Gläßer

Bedenklich und erschreckend ist es allerdings, dass bei den aktuellen Maßnahmen zur Schadensbeseitigung und zum Aufbau der „Wälder der Zukunft“ und der damit einhergehenden staatlichen Förderung schon wieder der Rohstoff Holz im Mittelpunkt steht, statt die Einsicht und deren Umsetzung, dass Wälder enorm wichtige Ökosysteme sind und naturbasierte Bausteine beim Erhalt von für uns Menschen zuträglichen klimatischen Bedingungen. Schon in den letzten Jahrhunderten



Buchenwald bei Aue, Foto: Matthias Scheffler

gab es vorbildliche Forstleute und Mahner, die einen an natürlichen Wäldern orientierten Waldbau forderten, leider bis auf einige positive Beispiele ziemlich vergeblich. Auch heute hat man wieder den Eindruck, es spiele sich trotz mahnender Stimmen die gleiche Tragödie von neuem ab und erneut habe die Ökonomie die Hauptrolle und die Ökologie stehe in der Ecke. Eines allerdings hat sich geändert, nämlich die Argumentation.



Foto: Matthias Scheffler

Der Wald gilt in der Öffentlichkeit unbestritten und zu Recht als enorm wichtiger Baustein beim Kampf gegen den Klimawandel und bei der „Produktion“ des oft unbesehen als klimafreundlich geltenden nachwachsenden Rohstoffs Holz. Und das nutzen Forstpolitik und Forstwirtschaft als willkommene Steilvorlage natürlich gerne aus. Dass dabei Wald nicht gleich Wald ist und auch der Rohstoff Holz durchaus nicht immer ein dem Klima zuträgliches Ende findet, wird gerne ausgeblendet. Genau wie die Tatsache, dass der Wald am effektivsten zum Klimaschutz beitragen würde, wenn man möglichst viele Bäume alt werden lassen würde, anstatt wie gewohnt zu „ernten“ auf Teufel komm raus. Andere wichtige Handlungsfelder wie Ökosystemschutz, Wasserrückhaltung, Artenschutz und Tierschutz werden dem untergeordnet oder über Bord geworfen, je nachdem, wie man die Sache betrachten will. Übrigens mit engen Analogien zu anderen Konfliktfeldern, wie die weiteren Artikel in dieser Zeitschrift zeigen.

Und welche Rolle spielt das Schalenwild? Natürlich, es frisst den Wald auf. Es verhindert die Bemühungen zur Eindämmung des Klimawandels. Hirsch, Reh und Co. als willkommene Sündenböcke und Waldschädlinge. So die derzeit dominante, holzschnittartige Betrachtungsweise. Dass das Schalenwild einen beachtlichen Beitrag zum Erhalt der biologischen Vielfalt und zur Resilienz unserer Ökosysteme leistet, auch hinsichtlich Klimawandel, will man nicht sehen. Und gehört es nicht in unsere Landschaft wie andere Tierarten auch und hat es nicht einen Anspruch auf ein art- und tiergerechtes Leben und einen humanen und empathischen Umgang?

Ich muss zugeben, ich bin ein bisschen ein Weichei. Ich leide mit, mit der Kreatur in Wald und Flur. Ich erschrecke und es macht mich traurig, wenn ich in der Abenddämmerung oder auch in stockdunkler Nacht das Knallen eines Schusses höre und mich frage, wer nun gerade sein Leben aushauchen muss, gar nicht so weit entfernt. Oder sich noch geraume Zeit herumschleppt, bis er endlich erlöst ist. Auch das kommt vor und zählt ja nicht zu den absoluten Ausnahmen, wenn man dem Buschfunk glauben darf, der manchmal oder auch öfter verlässlichere Informationen liefert als offizielle Verlautbarungen – und das nicht nur in dieser Sache. Und dass die Annahme nicht so ganz abwegig ist, dass es wenig paradisisch zugeht da draußen in Wald und Feld und dass wir Menschen dazu maßgeblich beitragen, dazu sollen folgende Fakten dienen, die vielleicht ganz aufschlussreich sind und durchaus nachdenklich machen könnten.

Jagdzeiten

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Jagdzeiten, die die Jäger und die „jagenden Förster“ im Schlaf aufsagen können. Aber den meisten von uns ist es völlig unbekannt und auch ziemlich egal, wann der oder die Schützen auf der Lauer liegen und die Treiber mit ihren vierbeinigen Helfern auf den Drückjagden durch die Landschaft streifen. Oder wann die Tiere gerade Schonzeit haben, die ihnen hauptsächlich wegen der Aufzucht des Nachwuchses gewährt werden. Und so wird es viele vielleicht auch überraschen, dass in Deutschland und auch in Sachsen kein einziger Tag im Jahr ins Land geht, an dem nicht auf mindestens eine Schalenwildart (bei uns im Westerzgebirge kommen Rothirsch, Reh und Wildschwein vor) gejagt werden darf. Dadurch herrscht im Zusammenspiel mit den anderen Nutzungen in der Landschaft - insbesondere auch der zunehmenden Freizeitnutzung - über das gesamte Jahr hinweg für sämtliche Tierarten, seien sie nun jagdbar oder nicht, fast ständiger Beunruhigung.

Bei den jagdbaren Tieren sind in Deutschland die derzeitigen Jagd- und Schonzeiten zwischen den Arten, den Geschlechtern und den verschiedenen Altersgruppen und von Bundesland zu Bundesland sehr unterschiedlich. Aber das Wild kann nicht lesen und kennt die wichtigen Verordnungen nicht, die ihnen der Mensch hier aufs Auge drückt. Es kann nicht unterscheiden, was der Mensch da im grünen Rock im Schilde führt, ob er



Rothirsch, Foto: Jan Gläßer



Reh, Foto: Jan Gläßer



Wildschwein, Foto: Jan Gläßer

„nur“ die Natur beobachten will oder wem er gerade nachstellt. Für die jagdbaren Arten herrscht also immer Alarm, auch wenn sie gerade Schonzeit und nichts zu befürchten haben. Denn eines wissen sie schon, der Herr oder die Dame in Grün, die können den Tod bringen. Für Hirsch, Reh und Co. ist die gesamte Landschaft eine „Landschaft der Furcht“, wie es ein österreichischer Wildbiologe so treffend bezeichnet hat. Und das das ganze kurze Leben lang. Kein Wunder also, dass ihnen die Angst aus den Augen blitzt und die Tiere ständig sichern, immer scheuer werden und ihre Aktivitäten verlagern, räumlich in den Wald und zeitlich in die Nacht, sodass auch der einfache Naturfreund sie kaum noch zu Gesicht bekommt. Damit wird es auch im-

mer schwieriger, sie zu erlegen. Daraufhin wird die Bejagung wiederum intensiviert und so weiter und so weiter. Sicher kein befriedigender Zustand, nicht für den jagenden Menschen und noch weniger für die gejagten Tiere.



Foto: Jan Gläßer

Jagdtechnik, Nachtjagd

Dem Jäger kommt entgegen, dass die rasante technische Entwicklung natürlich auch vor der Jagdtechnik nicht haltmacht. Sämtliche Neuerungen werden selbstverständlich schnurstracks in die Praxis überführt und mit den Erfordernissen der Landeskultur und dem Tierschutz begründet. Aber weder die Wildschäden sind geringer geworden noch fühlt sich das Wild sicherer noch gibt es weniger schlechte Schüsse. Es steigt vielleicht rein theoretisch die Wahrscheinlichkeit für eine tierschutzgerechtere Tötung, aber am Ende drückt immer noch der Mensch ab, der immer auch gerne seine Grenzen überschreitet, früher wie heute. Auf jeden Fall aber sinken Zug um Zug die Chancen der Tiere, mit dem Leben davonzukommen. War vor wenigen Jahrzehnten ein Hirsch oder ein Reh noch etwa auf ca. 100 Meter vor dem Jäger sicher, so wird es heute schon ab ca. 200 Meter gefährlich. Dadurch nimmt die Fluchtdistanz ständig zu und damit auch die Sichtbarkeit von Wild in der Landschaft, nicht nur für den Jäger.

Parallel dazu hat sich durch die Entwicklungen in der Optik die Jagdzeit um ca. eine Stunde am Morgen und zugleich am Abend verlängert. Ganz abgesehen davon, dass halbe und ganze Nächte lang Gefahr droht, wenn der Mond freundlich lächelt. Man muss klar und deutlich sagen: Technik macht Jagddruck. Die technischen Entwicklungen sind neben anderen Aspekten eine wesentliche Ursache für die zunehmende Angst des Wildes und die Verlagerung der Aktivitäten in die Nacht hinein. Die Bereiche und die Zeiten, in denen sich das Wild noch halbwegs sicher fühlt, reduzieren sich immer mehr.

Und es wird wohl die wenigsten wirklich erstaunen, dass man infolge vorhandener technischer Möglichkeiten mehr und mehr dazu übergeht, selbst die stockdunkle Nacht für die Jagd zu nutzen. Natürlich hat das auch Vorteile, wobei besonders die humanere Tötung hervorgehoben wird. Ob das tatsächlich so ist, lassen wir offen. Auf der anderen Seite nimmt man den Tieren damit die einzige stressfreie Zeitspanne, die es im Tageslauf überhaupt noch hat. Und dies hebt in unseren Augen mögliche Vorteile dieser Jagdmethode völlig auf. Dass ein beachtlicher Teil der Jägerschaft das anders sieht, zeigen neben den immer lauter werdenden Rufen nach der Ausweitung der Nachtjagd auch die Verkaufszahlen für die dazu notwendige Technik. Und wer will denn auch schon den Jägern ihre neuen „Spielzeuge“ verwehren. Das wäre ja so ähnlich, als würde man aus Gründen des Klima- und Ressourcenschutzes die Produktion von SUVs

einstellen. Zudem fallen Begründungen immer leichter: Die dringend notwendige drastische Reduzierung der angeblich allorts viel zu hohen Schalenwildbestände zur Rettung des Waldes und des Klimas. Die Verhinderung des Übergreifens der Afrikanischen Schweinepest (ASP) auf unsere Tierfabriken. Und nicht zuletzt die Wildschäden in landwirtschaftlichen Kulturen, auf denen wir ihnen ein immer üppiger werdendes Festmahl bereiten und uns dann empören, wenn sie sich bedienen. Beim Wildschwein ist die Sache eigentlich schon gegessen, das ist, wie schon erwähnt, im Grunde vogelfrei, bei Tag und bei Nacht. Und so steht wohl nicht ganz unberechtigt die Befürchtung im Raum, dass die anderen Schalenwildarten folgen werden. Für die ist die Jagd zur Nachtzeit bislang noch gesetzlich verboten.

Ansitzjagd versus Bewegungsjagd



Foto: Matthias Scheffler

Noch ein Wort zu den heute bei uns üblichen Jagdarten, der Ansitzjagd und der Bewegungsjagd. Um es einmal kurz und bündig zusammenzufassen: Bei beiden Jagdarten sitzen der oder die Jäger auf dem Ansitz, bei der Ansitzjagd in Ruhe auf das Wild wartend, bei der Bewegungsjagd wird das Wild durch Treiber, häufig unter Beteiligung von Hunden, „hochgemacht“, wie man das in der Sprache der Jäger nennt, und möglichst gut in Richtung Jäger getrieben. Beide Jagdarten haben ihre Vor- und Nachteile. Dem Vorteil

der Bewegungsjagden, dass sie in Summe übers Jahr effektiver sind und weniger Störungen verursachen, stehen durchaus berechnete Bedenken in Bezug auf Tierschutzaspekte gegenüber. Bei manchen „Großveranstaltungen“ sind 140 Schützen und 50 Hunde durchaus keine Seltenheit – auch bei den bei uns von Sachsenforst durchgeführten Bewegungsjagden. Dass dabei selbst bei allen Vorschriften und bestem Bemühen und Planen des „Veranstalters“ trotzdem so manches ungewollte „Vorkommnis“ passiert und sich vielleicht sogar eine ganz eigene Dynamik bei Tier und Mensch entwickelt und die Dinge



Foto: Jan Gläßer

zuweilen auch (ein wenig) aus dem Ruder laufen können, ist sicher unschwer vorstellbar. Bei dem Tempo, mit dem dann so manches Tier in Panik durch den Wald schießt, besteht zweifelsfrei ein erhöhtes Risiko an durch Fehlschüsse verletzten Tieren und an verwaisten Kälbern, deren Mütter im Eifer des Gefechts getötet wurden, auch wenn es verboten ist, führende Mütter zu erlegen. Dass dies nicht nur Einbildung oder üble Nachrede ist, belegt eine Studie im Auftrag der Deutschen Wildtier Stiftung aus dem Jahr 2021, bei der ermittelt wurde, dass über ein Drittel der getöteten Alttiere ein verwaistes Kalb hinterlassen haben. Erschütternde Zahlen, denn insbesondere beim Rotwild werden mutterlose Kälber aus dem Verband verstoßen, kümmern und kommen häufig auf sehr traurige Art und Weise zu Tode.

Wenn man also Tierschutz wirklich ernst nimmt – und er ist ja seit geraumer Zeit im Grundgesetz verankert –, dann ist das durchaus sinnvolle Mittel der Bewegungsjagd nur dann akzeptabel, wenn dabei strenge Kriterien hinsichtlich Anzahl und Qualität der Treiber und Schützen; Anzahl, Art und Qualität der Hunde für Treiben und Nachsuche; maximal eine Jagd pro Revier im Jahr usw. eingehalten und Verstöße auch empfindlich sanktioniert werden. „Großveranstaltungen“ sind mehr als fragwürdig.

Fazit und Ausklang

Dass die derzeitigen Rahmenbedingungen für unseren Umgang mit Hirsch, Reh und Co. nicht so bleiben, geschweige denn noch verschärft werden dürfen, versteht sich eigentlich von selbst, wenn man ganzheitlichen Naturschutz und Tierschutz wirklich ernst nimmt und es nicht nur leere Worthüllen bleiben sollen. Aber obwohl heute mehr von Tierschutz die Rede ist als in vergangenen Zeiten, ist das durchaus nicht ausgemacht und leider keinesfalls eine Selbstverständlichkeit. Wir schenken mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit den gebetsmühlenartig wiederholten Feststellungen Glauben, dass wir überall und allorts viel zu hohe Schalenwildbestände haben und das einzige und alternativlose Gegengift die radikale Bejagung ist, statt einen objektiven und differenzierten Blick auf die örtlich durchaus sehr unterschiedlichen Gegebenheiten zu richten, mit angemessenen, mildereren Mitteln Wild und Wald und die Landschaft überhaupt unter ein gemeinsames Dach zu bringen und uns human wie Menschen aufzuführen. Wir sind keine Gegner der Jagd, um das am Ende noch einmal ausdrücklich zu betonen. Aber im Mittelpunkt von Jagd in der heutigen Zeit sollte ein wirklich art- und tiergerechter Umgang mit den Tieren stehen und nicht nur die Verhinderung von wirklichen oder vermeintlichen Schäden in Wald und Flur mit fragwürdigen Mitteln. Alternative Wege und funktionierende Beispiele hierzu gibt es durchaus, man muss es aber eben auch wollen.

Dazu verweisen wir auf unsere Beiträge zu diesem Thema in den vorigen Ausgaben dieser Zeitschrift und unsere Broschüre „Lebendige Vielfalt vor der Haustür. Von der Vielfalt, Eigenart und Schönheit des Westerzgebirges“. Außerdem auf die umfangreichen Ausführungen im vom NABU Sachsen herausgegebenen Diskussions- und Hintergrundpapier „Wald und Wild in schwierigen Zeiten“ und dem Positionspapier „Wald und Wild im Erzgebirge“, die auf den Internetseiten des Verbandes und des NABU Aue-Schwarzenberg zu finden sind.

Matthias Scheffler

Magie der Moore

Ausflug in einen Lebensraum zwischen Wasser und Land



Moor bei Neuhammer/ Nove Hamry, Foto: Matthias Scheffler

In der Morgensonne glitzern die Wassertropfen in einem Spinnennetz, eine Hochmoor-Mosaikjungfer schwirrt vorbei, im Frühjahr quaken die blau gefärbten Männchen des Moorfrosches um die Wette und am Boden hat der Sonnentau eine Fliege in seinen klebrigen Blättern gefangen. Wer genau hinsieht, entdeckt all die Kleinode, die dieser besondere Lebensraum zwischen Wasser und Land zu bieten hat. Denn in einem intakten Moor gibt es viel zu bestaunen, kann man sich von der geheimnisvollen Stimmung verzaubern lassen, die uns Menschen seit Jahrhunderten zugleich fasziniert und erschreckt hat. „O schaurig ist's übers Moor zu gehen“ hat schon Annette von Droste-Hülshoff in ihrer Ballade „Der Knabe im Moor“ festgestellt. Wir haben ihn bekämpft, diesen unheimlichen Lebensraum, haben Gräben zur Entwässerung gezogen, um Tiere auf den Flächen weiden zu lassen oder Bäume für unseren Holzbedarf zu pflanzen. Wir haben den Torf abgebaut, um es im Winter warm zu haben und tun es bis heute, um darauf unsere Gemüse- und Blumenpflanzen groß zu ziehen. Nur etwa fünf Prozent der Moorfläche Deutschlands ist noch erhalten und selbst diese wenigen Flächen sind oft stark bedroht durch Entwässerung, Nährstoffeinträge sowie land- und forstwirtschaftliche Nutzung. Doch seit einiger Zeit rückt dieser einzigartige Lebensraum immer mehr in unseren Fokus. Denn intakte Moore, das sind nicht nur wertvolle Lebensräume für seltene, oft hochspezialisierte Arten, sondern auch immense Kohlenstoffspeicher. Hier, zwischen Torfmoos, Wollgras und Sonnentau ergänzen sich Klima- und Artenschutz so harmonisch wie in keinem anderen Lebensraum.

Der Grundstoff eines Moores ist der Torf, der aus abgestorbenen, nicht zersetzten Pflanzen besteht. In vielen Fällen ist dies hauptsächlich das namensgebende Torfmoos, doch es gibt auch Torf aus anderen Pflanzen, je nach Vegetation und Art des Moores. Intakte, lebendige Moore sind von Wasser gesättigte Lebensräume. Durch diese Wassersättigung ist kaum Sauerstoff vorhanden, zusätzlich herrschen in Mooren sehr nährstoffarme Bedingungen – keine guten Voraussetzungen für Mikroorganismen. Daher werden die abgestorbenen Pflanzen nicht zersetzt, sondern lagern sich ab. Auf diese Weise bleibt der in den Pflanzen enthaltene Kohlenstoff weiter im Boden gebunden. So fungieren die Moore als Kohlenstoffspeicher in unserer Landschaft – und das seit Jahrtausenden. Denn die Entwicklung unserer

heutigen Moore begann nach der letzten Eiszeit vor etwa 12.000 Jahren. Ein Moor wächst durchschnittlich nur 1 mm pro Jahr. Die Torfmoose wachsen nach oben hin weiter, sterben unten aber ab und bilden besagten Torf. Auf diese Weise sind über die vielen Jahre teilweise meterdicke Torfschichten entstanden. Da im Torf also kaum etwas abgebaut wurde, sind die Moore auch Zeugnis der Geschichte, quasi ein Landschaftsarchiv. In ihnen lassen sich Pollen aus den verschiedenen Jahrtausenden finden, so dass Rückschlüsse auf die Vegetation und das Klima dieser Zeit möglich sind. Auf diese Weise konnte rekonstruiert werden, wie beispielsweise die Bäume nach der letzten Eiszeit wieder gen Norden gewandert sind und unsere Wälder sich entwickelt haben. Doch auch vor der letzten Eiszeit gab es schon Moore und sie begegnen uns heute noch immer. Die Torfe aus den tropischen Mooren des Oberen Karbons (vor 320 –290 Mio. Jahren) sind heute als Steinkohle bekannt, die Torfe aus dem Tertiär (vor 65 –3 Mio. Jahren) als Braunkohle.

Obwohl Moore nur 3% der Landmasse der Erde bedecken, speichern sie in ihren Torfschichten etwa doppelt so viel Kohlenstoff wie alle Wälder dieser Welt zusammen. Für Deutschland wird davon ausgegangen, dass in Mooren genau so viel CO₂ gespeichert ist wie in den Wäldern, obwohl Moore hier nur 4 % der Landfläche bedecken und Wälder ca. 30 %. Doch wir machen aus Kohlenstoffspeichern Kohlenstoffquellen. Wenn durch die Moore Gräben gezogen werden, um sie zu entwässern und aus ihnen Acker-, Weide- oder Waldflächen zu machen, fangen die Mikroorganismen an, den Torf zu zersetzen. Bei diesem Prozess wird der gebundene Kohlenstoff als CO₂ wieder in die Atmosphäre abgegeben. Auch das noch klimaschädlichere Lachgas wird dabei freigesetzt. In Deutschland sind 92 % der Moore entwässert und geben pro Jahr circa 47 Millionen Tonnen Kohlendioxid-Äquivalente ab, was ca. 6 % der deutschen Treibhausgasemissionen und damit ungefähr der Menge des innerdeutschen Flugverkehrs entspricht. Und auch heute noch wird Torf abgebaut, um ihn als Blumenerde zu verwenden, Gemüse und Obst darauf zu züchten. Acht Millionen Kubikmeter Torf werden in Deutschland pro Jahr hierfür verwendet. Ein Großteil davon stammt zwar nicht mehr aus unseren eigenen Mooren, sondern aus Polen und dem Baltikum. Doch auch da sind intakte Moore genauso wertvolle Kohlenstoffspeicher und Lebensräume wie hier.

Zum Glück wird die Bedeutung der Moore immer mehr erkannt und die Wiedervernässung dieses Ökosystems geht voran. Vor allem die Gräben müssen verschlossen werden, um das Wasser in der Fläche zu halten. Kein einfaches Unterfangen, denn vieles muss dabei bedacht werden: der Wasserhaushalt, die umliegende Landschaft, Art und Zustand des Moores. Und doch, eigentlich ist es eine vergleichsweise einfache Maßnahme, um zum Klimaschutz beizutragen und gleichzeitig der Artenvielfalt unter die Arme zu greifen. Gemessen daran hat die Wiederbelebung unserer Moore noch eine viel zu niedrige Priorität.

Im Gegenzug sind aber auch Moore direkt vom Klimawandel bedroht, vor allem von den langen Dürreperioden, wie wir sie auch diesen Sommer wieder erlebt haben. Denn durch ausbleibende Niederschläge können Moore trockenfallen und fungieren dann, ähnlich wie wenn wir Menschen sie gezielt entwässern, als Kohlenstoffquellen. Zudem geht so dieser einzigartige Lebensraum zwischen Wasser und Land für all die daran angepassten Arten verloren. Auch bei den Mooren im Erzgebirge ist das Fehlen von Wasser deutlich erkennbar. Die vor wenigen Jahrzehnten noch flächenmäßig durchaus stattlichen Moorseen sind so gut wie verschwunden. Beispielsweise im Moor Großer Kranichsee gab es damals ein sogenanntes Moorauge, quasi ein kleiner See in der Mitte des Hochmoores. Heute ist davon fast

nichts mehr zu sehen. Auch der Gehölzaufwuchs nimmt immer mehr zu, so dass die Moore ihren typischen (halb-)offenen Charakter verlieren.

Obwohl Moore einen vergleichsweise kleinen Teil an Lebensräumen bei uns ausmachen, beherbergen sie doch eine Vielzahl von Arten, vor allem solche, die sonst nirgendwo vorkommen. Dabei ist Moor aber nicht gleich Moor. Ganz grob werden vor allem zwei Moortypen unterschieden, die sich in ihrer Hydrologie, also dem Wasserhaushalt, unterscheiden. Niedermoore sind vom Grundwasser gespeiste Moore, oft entstehen sie zum Beispiel aus verlandeten Seen. Ein Hochmoor wölbt sich wie ein Uhrglas nach oben und hat keinen Kontakt zum Grundwasser mehr – es speist sich ausschließlich aus Regenwasser. Da ein intaktes Moor charakteristischer Weise wassergesättigt ist, entstehen Hochmoore nur in niederschlagsreichen Gebieten. Zudem gibt es eine wasserstauende Schicht im Boden, so dass das Wasser in der Fläche gehalten wird. Wie ein Schwamm saugt sich das Moor mit Wasser voll. Torfmoose und auch der aus ihnen entstehende Torf können ein Vielfaches ihres Gewichtes an Wasser aufnehmen. Moore enthalten etwa 10 % des gesamten Süßwasservorrats der Erde. Nur langsam wird dieses Wasser wieder an die Umgebung abgegeben. Auf diese Weise speist das Moor auch sein Umfeld noch lange mit Wasser und kann Starkregenereignisse abpuffern – eine nicht zu unterschätzende Leistung in Zeiten des Klimawandels.

Auch die Vegetation gibt einen Hinweis auf die Art des Moores. Im Niedermoor finden sich Schilf, Rohrkolben, Schwarzerlen und verschiedene Orchideenarten. Die vom Regen gespeisten Hochmoore dagegen haben einen sehr geringen pH-Wert, sind also sauer und nährstoffärmer als Niedermoore. Daher ist auch die Vegetation eher artenarm, dafür hoch spezialisiert und an diese extremen Bedingungen angepasst. Hier lassen sich Heidekraut, Moosbeere, Wollgras und der fleischfressende Sonnentau finden, vor allem dominieren aber die verschiedenen Arten der Torfmoose.

Im Westerzgebirge findet man, wie für unsere Mittelgebirge typisch, vor allem Hochmoore. Einige liegen verteilt wie kleine Mosaiksteine versteckt in den Wäldern der Umgebung, das Friedrichsheider Hochmoor bei Sosa, das Schönheider Hochmoor oder das Moor am Filzteich zum Beispiel. Darüber hinaus gibt es in der Kammregion, an der Grenze zu Tschechien jedoch auch komplexe Moorlandschaften von überregionaler Bedeutung. Hierzu zählen der Große und Kleine Kranichsee und das auf tschechischer Seite sich anschließende Velký mocal – das größte und besterhaltene Moor. Schon zu DDR-Zeiten erkannte man die europaweite Bedeutung dieser Moore, die als Rastplatz für Zugvögel dienen und auch das ganze Jahr über Heimat für zahlreiche selten gewordene Tiere und Pflanzen sind. In das Moor Kleiner Kranichsee hinein führt auch ein Holzbohlenweg zu einem Aussichtsturm, von dem aus Sie die verzauberte Landschaft genießen können. Vielleicht schwebt ja ein Hochmoorgelbling vorbei, erspähen Sie zwischen der Rosmarinheide eine Kreuzotter oder hören die Rufe des Sperlingskauzes, der in einer Kiefer sitzt. Diese Moore sind bedeutende Refugien für Arten, die wir in vielen Teilen unserer Landschaft immer mehr verdrängt haben. Erfreulich ist daher, dass sich der Naturpark Erzgebirge/Vogtland und seit einigen Jahren auch Sachsenforst verstärkt für die Renaturierung der Moore in unserer Region einsetzen. Alte Entwässerungsgräben werden wieder verschlossen, um das Wasser in der Fläche zu halten und all den Arten auch weiterhin ein Zuhause zu bieten – und ganz nebenbei eine Menge Kohlenstoff zu speichern.

Karolin Protz



Hochmoorgelbling, Foto: Joachim Wolfram



Kl. Kranichsee 1925, Foto: Max Nowak, SLUB/ Deutsche Fotothek



Kleiner Kranichsee 2021, Foto: Matthias Scheffler



Wiedervernässung am Kleinen Kranichsee, Foto: Matthias Scheffler

Das Braunkehlchen

Vogel des Jahres 2023

Das Braunkehlchen ist der Vogel des Jahres 2023. Bei der dritten öffentlichen Wahl vom NABU und seinem bayerischen Partner, dem Landesbund für Vogel- und Naturschutz (LBV), entfielen reichlich 43 Prozent der Stimmen auf den kleinen Wiesenvogel, 18 Prozent auf den Feldsperling, 16 Prozent auf den Neuntöter, 16 Prozent auf den Trauerschnäpper und 7 Prozent auf das Teichhuhn.

Es wird höchste Zeit, dass die Bemühungen um diesen Wiesenvogel und seine Kollegen verstärkt werden – vielleicht bekommen diese durch die jetzige Wahl auch etwas mehr Aufmerksamkeit und Aufwind. Denn die Entwicklungstrends in den letzten Jahrzehnten sind erschreckend und die Lage wirklich dramatisch. Die Wiesenbrüter sind ein trauriges Symbol für die Auswirkungen der grundsätzlichen Umwälzungen in unserer Feldflur in den letzten Jahrzehnten.

Das Braunkehlchen war 1987 schon einmal Vogel des Jahres. Geholfen hat es ihm nichts, es ging Schritt für Schritt weiter bergab. Die jetzige Wahl ist ein erneutes Signal an die Landwirtschaftspolitik, doch endlich den Hebel herumzureißen, hin zu einer naturnäheren Landwirtschaft, mit der sich auch solche Wiesenbrüter wie das Braunkehlchen, der Wiesenieper oder die Feldlerche und mit ihnen viele weitere Arten anfreunden können. Ob das gelingt, steht weiter in den Sternen. Die Signale sind leider sehr widersprüchlich. So richtig vorwärts geht es nicht

Auch in Sachsen ist das Braunkehlchen stark gefährdet: Wurden bei der erstmaligen landesweiten Bestandserfassung von 1978 bis 1982 und selbst von 1993 bis 1996 noch zwischen 2.500 und 5.000 Brutpaare gezählt, waren es zwischen 2004 und 2007 nur noch 1.500 bis 3.000. Für 2016 wurde das Vorkommen in Sachsen auf lediglich 500 bis 800 Brutpaare geschätzt. Die Vorkommen beschränken sich heute hauptsächlich auf Kammlagen des Erzgebirges und Bergbaufolgelandschaften.

Zur Situation im Westerzgebirge

Im sächsischen Westerzgebirge hat die Art trotz Schutzbemühungen im Rahmen des Wiesenbrüterschutzprogramms Sachsens einen Standort nach dem nächsten aufgegeben. Mittlerweile kann man Braunkehlchen nur noch auf dem Durchzug beobachten. Die vermutlich letzte Brut fand 2019 in Carlsfeld statt. Über die durchaus noch vorhandenen Bestände auf böhmischer Seite wollen wir nicht spekulieren. Jahrelange Beobachter gehen aber auch dort von einem schrittweisen Rückgang aus.

Werfen wir noch einen Blick in die Vergangenheit, um einigermaßen eine Vorstellung zu bekommen, was da passiert ist. Dazu macht Heinz Holupirek, ein Ornithologe aus Annaberg-Buchholz, im Jahr 1969 Angaben zur Verbreitung der Art im Mittele-

ren Erzgebirge, die wohl auch für den westlichen Teil des Gebirges weitgehend zutreffend sein sollten:

„Das Braunkehlchen gehört zu den wenigen Vogelarten des Beobachtungsgebietes, die mit fortschreitendem Emporsteigen ins Gebirge keinen quantitativen Rückgang zu verzeichnen haben. Es teilt seine Aufenthaltsorte mit dem Wiesenieper. Darüber hinaus bewohnt es auch trockenere Wiesen und Weideland, wenn dort Sitzwarten (Doldenblütler, Disteln, Weidepfähle) vorhanden sind, von den Talwiesen bis hinauf zu den Borstgrasmatten der höheren Berge und bis ins Moor von Bozi Dar (Gottesgab – 1050 m über NN) nach GRUMMT (1957). Dieser sah auch am Fichtelberg fütternde Altvögel noch in 1150 m über NN. Für die dortigen Bergwiesen nennt VOIGT (1917) das Braunkehlchen ‚den gewöhnlichsten Singvogel nach dem Wiesenieper‘. ...

Eine Zunahme könnte infolge der beabsichtigten Verstärkung des Weidebetriebes in unseren Gebirgslagen zu erwarten sein.“

Heinz Holupirek, „Die Vögel des hohen Westerzgebirges“, in „Beiträge zur Vogelkunde Band 15 1969“

Es ist also unschwer zu erkennen, dass Braunkehlchen und Wiesenieper damals Allerweltsvögel waren, um die man sich keinerlei Sorgen zu machen brauchte. Das ging auch noch eine Weile so weiter, bis die Industrialisierung der Landwirtschaft die Bestände langsam sinken ließ. Wenn man sich vor Augen hält, dass es sich um Bodenbrüter handelt, wenn man sich zudem die Brutzeiten vergegenwärtigt und diese den Gepflogenheiten bei der Nutzung von Wiesen und Weiden in der heutigen Landwirtschaft gegenüberstellt, dann verwundert das nicht, dann weiß man eigentlich, was die Stunde geschlagen hat. Hinzu kommt die mittlerweile extreme Insektenarmut in unseren Landschaften, die die Aufzucht der Jungen zu einem regelrechten Kraftakt macht. Den endgültigen Knacks bekamen viele Populationen in Europa dann mit der Aufhebung der obligatorischen Flächenstilllegung in der Landwirtschaft im Jahr 2008. Die zärtlichen Pflänzchen einer Wiederbelebung der Flächenstilllegung ab 2023 wurden jetzt infolge des Ukrainekrieges durch die Politik zumindest vorübergehend wieder einkassiert. Ein wahres Trauerspiel.

Matthias Scheffler

Alle Fotos: Jan Gläser



Neues aus dem Internet Neue und erneuerte Angebote bei Landschaftspflegeverband und NABU



Das Westerggebirge ist aufgrund seiner Geschichte eine sehr interessante und vielfältige, aber oftmals auch etwas unterschätzte Region, vor allem hinsichtlich Natur und Landschaft, aber auch Kultur und Kunst, Tourismus, Tradition, Landnutzung etc.

Diese Vielfältigkeit soll mittels eines vom Landschaftspflegeverband Westerggebirge (LPV) konzipierten und betreuten neuen Angebots im Internet unter der Bezeichnung „NaturKultur-Westerggebirge“ im Rahmen eines breiten Themenspektrums vorgestellt werden. Zuweilen geht unser Blick aber auch weit über die Region hinaus, denn wir leben nicht in einer Käseglocke und „der Rest der Welt“ macht sich immer deutlicher bemerkbar und wirkt massiv in die Region hinein.

Sie erfahren eine Menge Wissenswertes zu Themen, die im engen oder auch loseren Zusammenhang mit Natur und Landschaft stehen. Akteure werden vorgestellt, die sich um die Bewahrung der Vielfalt, Eigenart und Schönheit des Westerggebirges bemühen. Natürlich ohne jederlei Anspruch auf Vollständigkeit. Auch Veranstaltungshinweise und weitere Termine sind zu finden. Ziel ist es u.a. auch, die Akteure in diesem Bereich etwas besser zu vernetzen.

Die Internetseite enthält auch sogenannte Rund- oder Informationsbriefe als PDF, die LPV und NABU Aue-Schwarzenberg gemeinsam herausgeben und in denen in loser zeitlicher Folge aktuelle Informationen und Wissenswertes zusammengestellt werden. Diese können Sie sich herunterladen oder per Mail zusenden lassen. Die erste Ausgabe 1/2022 ist Ende Oktober 2022 erschienen.

Auch die in die Jahre gekommene Seite des Landschaftspflegeverbandes, auf der der Verband über seine Arbeit berichtet, hat eine Frischzellenkur erhalten und erstrahlt im neuen Glanz. Das Gleiche gilt für die Internetseiten des NABU Aue-Schwarzenberg und der Naturherberge Affalter.

Möglich wurden die neuen bzw. erweiterten Internetangebote durch die finanzielle Unterstützung über LEADER im Rahmen der ELER-Richtlinie durch das Staatsministerium für Energie, Klima, Umwelt und Landwirtschaft (SMEKUL) des Freistaat Sachsen, wofür wir uns recht herzlich bedanken möchten.

Constanze Schwabe, Matthias Scheffler

Links:

www.naturkultur-westerzgebirge.de

www.lpvwesterzgebirge.de

www.nabu-aue-schwarzenberg.de

www.naturherberge.de

Mehr Natur in Dorf und Stadt Beim Gartenfest des Naturheilvereins Zschorlau

Sozusagen gleich zu Sommeranfang fand am Sonnabend, den 25.6., das Garten- und Sommerfest des Naturheilvereins Zschorlau 1893 e.V. statt. Bei angenehmem Wetter und trotz Pokalfinale als Konkurrenzveranstaltung auf dem nahegelegenen Sportplatz war das Fest erfreulich gut besucht. Für das leibliche Wohl war bestens gesorgt. Zudem gab es ein buntes Programm für Kinder und zudem einen kleinen Markt mit naturverträglich erzeugten regionalen Produkten.

Auch der Landschaftspflegeverband beteiligte sich mit einem Stand. Neben einer Menge Informationsmaterial über Natur und Landschaft in unserer Region und insbesondere die Tier- und Pflanzenwelt in Städten, Dörfern und Gärten, hatten Kinder die Möglichkeit, verschiedene Insektenhotels fachgerecht mit geeigneten Materialien zu füllen, um bestimmten Wildbienenarten Nistmöglichkeiten anzubieten. Auch die verschiedenen Arten von Nistkästen für die unterschiedlichen Ansprüche der jeweiligen Vogelarten konnten in Augenschein genommen werden. Gerade Kleingartenanlagen wie die des Naturheilvereins in Zschorlau stellen wahre Oasen für die heimische Tier- und Pflanzenwelt dar, nicht nur für Vögel und Insekten. Oft finden sich dort noch Arten, die ansonsten in unseren Städten und Dörfern nur noch sehr selten anzutreffen sind. Als Beispiel sei der wunderhübsche Gartenrotschwanz genannt, dem man im Gegensatz zu seinem nahen Verwandten, dem Hausrotschwanz, nur noch mit etwas Glück begegnet. Mittels geeigneter, leicht umsetzbarer Hilfsmaßnahmen wie dem Anbringen von Insektenhotels oder dem Aufhängen von Nistkästen für Vögel oder Fledermäuse und vielen weiteren Möglichkeiten lässt sich der Wert von Gartenanlagen oder überhaupt von Gärten für unsere Tier- und Pflanzenwelt noch erheblich steigern. Nicht zuletzt revanchieren sich die Tiere prompt durch interessante Beobachtungsmöglichkeiten und unvergessliche Erlebnisse für Jung und Alt. Das versuchten die Mitarbeiter des Landschaftspflegeverbandes an ihrem Stand zu vermitteln.

Die Veranstaltung ist Bestandteil des über das Entwicklungsprogramm für den ländlichen Raum im Freistaat Sachsen (EPLR) und LEADER geförderten Projekts des Landschaftspflegeverbandes „Mehr Natur in Dorf und Stadt“. Dabei geht es darum, mittels einiger öffentlichkeitswirksamer Veranstaltungen zusammen mit Kindern und Jugendlichen die Bedeutung von Dorf und Stadt als Lebensraum für die heimische Tier- und Pflanzenwelt zu verdeutlichen. Es sollen Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie man unsere Landschaft naturverträglich und sinnvoll nutzen und dabei gleichzeitig den wilden Bewohnern unserer Heimat hilfreich unter die Arme greifen kann. Einfache Maßnahmen, die dann hoffentlich auch viele Nachahmer finden.

Constanze Schwabe, Matthias Scheffler



Foto: Matthias Scheffler

Informationstafeln zu Natur und Landschaft in Albernau und Burkhardtgrün

Im Rahmen einer Fördermaßnahme von LEADER konnten von der Gemeinde Zschorlau auf zwei Spielplätzen in den Ortsteilen Albernau und Burkhardtgrün verschiedene Spielgeräte aufgestellt werden. Dabei wurde nicht nur an das Spiel und den Spaß für die Kleinen gedacht, sondern auch an ihre erwachsenen Begleiter, die ja irgendwie zwischenzeitlich die Zeit totschlagen müssen. Die können sich nun an einer vom Landschaftspflegeverband Westerzgebirge gestalteten Informationstafel über die heimische Natur und Landschaft „verlustieren“.

Am Spielplatz am Sportplatz in Albernau geht es dabei um „Stadt und Dorf als Lebensraum“. Man erfährt in Wort und Bild, wie sich unsere Siedlungen, speziell auch Albernau, in den letzten Jahrzehnten verändert haben. Zudem gibt es eine Menge an Ratschlägen, wie die Kommunen und man selbst dazu beitragen können, die Lebensbedingungen für unsere wilden Mitbewohner in den Städten und Dörfern humaner zu gestalten. Sei es nun durch Pflanzung von Bäumen und Sträuchern, das Anbringen von Nisthilfen, Füttern von Vögeln und vieles mehr.



Foto: Matthias Scheffler

Am Spielplatz am Sportplatz in Burkhardtgrün wird die „Lebensgemeinschaft Wald“ vorgestellt und darauf hingewiesen, dass der Wald nicht nur aus Bäumen bestehen, sondern Tummelplatz für eine reichhaltige Tier- und Pflanzenwelt sein sollte. Selbst für Hirsche, Rehe und Wildschweine, die sich aufgrund ihrer arteigenen Ess- oder Fressgewohnheiten den Unmut so manches Forst- und Landwirtes zugezogen haben, deshalb - nicht ganz gerecht - in den Ruf von sogenannten Wald- oder gar Klimaschädlingen geraten sind und so hartnäckig verfolgt werden, dass man sie kaum noch zu Gesicht bekommt. Dabei holen uns eigentlich nur unsere eigenen Sünden ein. Außerdem gibt es einiges zu erfahren, wie unsere derzeitigen Wälder zustande gekommen sind und wie sie in Zukunft aussehen sollen, wenn alles so klappt, wie sich das die Hüter unserer Wälder vorstellen.

Constanze Schwabe, Matthias Scheffler

Gute Apfelernte 2022

Seit vielen Jahren bemüht sich der NABU Aue-Schwarzenberg um den Erhalt der Streuobstbestände in der Region und versucht, deren Bewirtschaftung attraktiver zu machen, indem man das Obst in Apfelsaft „verzaubert“. Nach zuletzt einigen flauen Jahren, gab es in diesem Jahr wieder einmal ungewöhnlich viel Obst in den Streuobstwiesen rund um Löbnitz und Affalter. 22 Tonnen kamen bei der Ernteaktion des NABU Mitte Oktober zusammen. Eine ungewöhnlich gute Ernte.

Seit 1995 läuft das Apfelsaftprojekt des NABU Aue-Schwarzenberg, bei dem Besitzer von Streuobstwiesen ihr Obst gegen Bezahlung und/oder Saft abgeben können und zudem die vom

NABU bewirtschafteten Wiesen abgeerntet werden. Das Obst wird dann separat in einer Mosterei in Crossen/Elster gepresst und der NABU erhält so den Saft aus den Streuobstwiesen in der Region zurück.

Der besonders leckere, naturtrübe und gesunde Apfelsaft, ein Resultat der hohen Sortenvielfalt der verarbeiteten Äpfel, kann in der Naturherberge Affalter käuflich erworben werden. Ebenso – das sei noch angemerkt – wie eine Vielzahl von selbstgemachten Marmeladen und Konfitüren aus den verschiedensten Wild- und Kulturfrüchten und Fruchtmischnungen.

Matthias Scheffler

Die Moorbirke Baum des Jahres 2023

Die Moorbirke ist im Gegensatz zur Hängebirke eher unbekannt. Sie trägt einen gefährdeten Lebensraum, das Moor, im Namen. Intakte Moore sind mittlerweile zur Seltenheit geworden und auf deren besondere Bedeutung im Kampf gegen den Klimawandel möchte man mit der Vergabe des Titels „Baum des Jahres“ wohl auch aufmerksam machen. Das Moor ist ganz dem Namen nach der bevorzugte Lebensraum dieses hübschen, lichten Baumes, allerdings nicht ausschließlich. Viele Jahre war ich Bewunderer eines stattlichen Exemplars mitten in Stützensgrün an einem alten Kleinbauernanwesen in Gesellschaft einer Linde und einiger alter Obstbäume. Wie der Baum den Weg dorthin gefunden hat, wird wohl im Dunkel der Geschichte bleiben. Die Moorbirke und ihre Gefährten sind mittlerweile alle einem Neubau zum Opfer gefallen. Für mich ist also die Moorbirke nicht nur ein Symbol für einen gefährdeten Lebensraum, sondern auch für die Gefährdung der Bäume in unseren Städten und Dörfern. Denn die alte Moorbirke fügt sich ein in eine kaum noch überschaubar lange Reihe von Baumbildern, die es nur noch auf Fotos oder in der Erinnerung gibt.

Matthias Scheffler



Foto: Matthias Scheffler



Foto: Matthias Scheffler



Finde die versteckten Wörter:



N	I	E	J	V	R	X	C	I	I	H	C	S	R	I	H
F	V	X	L	Q	V	O	F	U	V	A	Y	I	D	P	U
J	M	I	W	V	J	G	A	W	X	W	L	M	M	Y	G
V	J	B	E	L	G	D	I	A	H	A	A	G	J	N	Q
G	G	X	T	L	G	K	F	L	L	Y	N	S	P	F	W
F	L	Q	N	K	F	Z	I	D	Q	M	D	A	S	L	G
X	S	Z	V	W	Y	A	P	Z	G	W	W	N	K	E	X
W	O	I	X	I	A	M	L	I	F	L	I	P	H	K	R
E	F	I	E	N	M	O	H	T	E	B	R	S	R	P	Y
B	B	I	O	D	I	V	E	R	S	I	T	A	E	T	L
U	P	H	E	K	L	R	I	Z	D	K	S	X	S	H	L
N	V	S	W	R	K	U	N	H	C	U	C	T	H	I	Q
P	R	K	A	A	N	A	N	Z	R	H	H	A	E	F	O
T	M	X	E	F	J	N	G	G	P	D	A	T	G	Y	H
F	E	Q	U	T	U	L	B	C	H	Z	F	D	B	B	C
Z	K	Q	F	O	G	Z	T	J	A	N	T	F	D	A	R

- Windkraft
- Landwirtschaft
- Film
- Wasser
- Klima
- Wald
- Siedlung
- Hirsch
- Biodiversität
- Vielfalt

Naturdokumentation „Endlich(e) Vielfalt“

Man musste schon rechtzeitig kommen, wenn man im UNION Filmtheater in Schneeberg noch einen Platz ergattern wollte zu einer Veranstaltung der etwas besonderen Art, der Filmpremiere zum Teil 1 „Offenland“ der Naturdokumentation „Endlich(e) Vielfalt – Biologische Vielfalt am Beispiel des Westerzgebirges“. Einige mussten sogar unverrichteter Dinge und voller Verzweiflung wieder die Heimreise antreten. Die Veranstalter vom NABU staunten also nicht schlecht über den für eine Naturschutzveranstaltung ungewöhnlichen Besucherandrang, der wohl eher an frühere Punktspiele von Erzgebirge Aue erinnerte. Aber auch für die Kinobetreiber war ein voll besetztes Kino sozusagen eine Premiere.

Der Film wurde vom NABU Aue-Schwarzenberg e.V. beim Naturfilmer Andreas Winkler aus Limbach-Oberfrohna in Auftrag gegeben und beschäftigt sich mit dem Zustand von Natur und Landschaft in der hiesigen Gegend. Vor etwa fünf Jahren waren die ersten Pläne zu diesem Film geschmiedet worden, der neben wunderbaren Naturaufnahmen vom Naturreichtum des sächsischen und böhmischen Westerzgebirges auch die Probleme in der Landnutzung aufzeigen sollte, die auch in dieser noch vergleichsweise intakten Region schon zu schmerzlichen Verlusten in der Tier- und Pflanzenwelt geführt haben. Und das nicht zu knapp. Ein Film sozusagen als eine Art emotionale Brücke, um möglichst vielen Menschen die Welt unserer tierischen und pflanzlichen Mitbewohner und deren Verletzlichkeit buchstäblich vor Augen zu führen und ans Herz zu legen, die Zuschauer mit deren Schicksal, das wesentlich von uns Menschen abhängt, näher vertraut zu machen.

Und in den fünf Jahren, die seither vergangen sind, hat sich weiter vieles verändert, vieles ereignet, mit dem wohl kaum einer gerechnet hätte. Und das alles eher wenig zum Positiven hin. Heiße, trockene Jahre, Corona und ein Krieg fast vor der Haustür stürzen uns förmlich von einer Krise in die nächste und es deutet sich leider auch an, dass durch die daraus resultierenden Maßnahmen und Entwicklungen die Talfahrt der biologischen Vielfalt noch weiter beschleunigt wird, auch bei uns vor der Haustür. Einige der sich abzeichnenden Problemfelder, wie beispielsweise der verschärfte Konflikt zwischen Energiewende und Natur- und Artenschutz, konnte in den ersten Teil der Dokumentation nicht mehr einfließen und muss auf die kommenden Teile verlagert werden. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Zwei weitere Teile - zum Siedlungsraum und zu Wäldern, Mooren und Gewässern - sind in Arbeit und werden voraussichtlich in den Jahren 2023 bzw. 2024 fertiggestellt sein. Jetzt soll es erst einmal darum gehen, dass diesen Film über unsere Offenlandschaften möglichst viele Leute und auch möglichst viele junge Leute zu sehen bekommen. Später ist auch eine Veröffentlichung des Filmes auf DVD geplant, zusammen mit einer DVD mit einigen der Interviews, die ja im Film sehr gekürzt werden mussten.

Der Film, der mit seinen zwei Stunden Laufzeit erheblich länger geworden ist als ursprünglich geplant, enthält eine Fülle von Informationen darüber, was auf unseren Wiesen, Weiden und Äckern so vor sich geht. Viele bundesweit bekannte Experten wie der Zoologe Josef Reichholf, der Ornithologe Peter Berthold, der Hirnforscher Gerald Hüther und der Schriftsteller Wulf Kirsten kommen zu Wort, um bei der Einordnung der Bilder und bei der Analyse der Konfliktfelder zwischen Landnutzung und Erhalt von Natur und Landschaft behilflich zu sein. Einige der Arten, die in beeindruckenden Bildern im Film vorgestellt werden, sind in natura in der Region schon ausgestorben, wie beispielsweise das Rebhuhn und der Kiebitz. Weitgehend unbemerkt sind sie aus unserer Landschaft verschwunden. Ein wahres Trauerspiel, das ohne viel Aufhebens, sang- und klanglos sozusagen, über die Bühne ging und kaum jemand zur Kenntnis nahm. Andere Arten wie das Birkhuhn oder die Wie-

senbrüter Braunkehlchen und Wiesenpieper kämpfen in letzten spärlichen Vorkommen derzeit ums Überleben und wie das ausgeht, das steht in den Sternen. Zur Kenntnis genommen wird dies – mit Ausnahme des Birkhuhns – wiederum kaum. Manche Dinge ändern sich nie oder viel zu langsam. Die Ursachen für diese Artenverluste, die im Grunde nur die Spitze des Eisbergs sind, sind oft sehr komplex. Aber fast immer lässt sich eine viel zu intensive Landnutzung und ein damit einhergehender Verlust an geeigneten Lebens- und Nahrungsräumen als eine der Hauptursachen festmachen. Klar und deutlich stellt der Film dar, dass unsere Landschaften und sogar die Schutzgebiete fast flächendeckend überdüngt und mit Pestiziden überfrachtet sind und interessanterweise werden auch die historischen und aktuellen Hintergründe dieser Entwicklung detailliert aufgezeigt. Dabei soll durchaus nicht den Landwirten der alleinige Schwarze Peter zugeschoben werden. Sie müssen, wie Betriebe in anderen Branchen auch, von ihrer Arbeit leben und überleben, sind dabei von den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stark abhängig und auf die zur Verfügung stehenden Förderinstrumenten angewiesen. Und so gehen Artensterben und Bauernsterben auch geradezu einträchtig und folgerichtig nebeneinander her. Leider hört man von nur wenigen Landwirten und von ihren Interessenvertretern eher gar nicht, dass sie eine Wende hin zu extensiveren, naturverträglicheren Formen der Landnutzung anmahnen, einfordern und unterstützen. Oft hat man eher den gegenteiligen Eindruck. Wachsen oder weichen und möglichst intensiv wirtschaften scheint weiter die favorisierte Devise zu sein. Wenn allerdings die Böden und die Ökosysteme der Agrarlandschaften erst einmal völlig ruiniert sind, wie das in einigen Regionen der Welt schon der Fall ist, dann funktioniert auch keine Nahrungsmittelproduktion mehr und das für lange Zeit. Der Naturschutz bleibt leider für viele Landwirte weiterhin eher ein Rotes Tuch. Schade eigentlich, denn eines zeigt der Film klar und deutlich, nämlich dass ohne einen grundsätzlichen Wandel in unserer Landnutzung die Talfahrt der biologischen Vielfalt nicht aufzuhalten sein wird, mit kaum absehbaren Folgen auch für uns Menschen. Die positiven Beispiele, die aus Landwirtschaft und Naturschutz im Rahmen des Filmes gezeigt werden, machen deutlich, dass dies durchaus keine Himmelsschlösser sind und kein Ding der Unmöglichkeit. Man muss es allerdings in einem möglichst breiten gesellschaftlichen Konsens auch wollen. Und danach sieht es leider derzeit (noch?) nicht aus. Auch der interessante Blick über die Grenze ins böhmische Erzgebirge erinnert daran, dass es auch anders geht. Die extensivere Flächenbewirtschaftung und das Fehlen – ich bitte den drastischen Ausdruck zu entschuldigen – des deutschen „Ordnungswahns“ in den Dörfern schlagen sich sofort sichtbar in einer erheblich reicheren Tier- und Pflanzenwelt nieder. Als Naturfreund fühlt man sich förmlich wie in einer anderen Welt oder wie im Märchen oder im Garten Eden. Schön für uns, dass wir eine solche Vergleichsmöglichkeit in unmittelbarer Nähe haben und nicht einmal weite Reisen machen oder auf unser Ableben warten müssen, um zumindest einen gewissen Vorgeschmack vom „Paradies“ zu bekommen. Aber auch während der Filmpremiere fühlte man sich an einigen Stellen wie im Paradies. An anderen Stellen allerdings auch wie in der Hölle, dabei wurde nur die bittere Realität in Teilen unserer Agrarlandschaften gezeigt, in denen sich die tierischen und pflanzlichen Bewohner unserer Feldflur durchschlagen müssen. Und nicht wenige Besucher konnten in diesem Wechselbad der Gefühle die Tränen nicht zurückhalten oder wollten das auch nicht. Kann man einem Filmemacher ein schöneres und passenderes Kompliment machen? (Siehe auch die Folgeseite!)

Matthias Scheffler
NABU Aue-Schwarzenberg e.V.

Naturdokumentation zum Westerzgebirge

